Aus:

Julia Diekämper

Reproduziertes Leben

Biomacht in Zeiten der Präimplantationsdiagnostik

August 2011, 416 Seiten, kart., 35,80 €, ISBN 978-3-8376-1811-2

Wie kaum ein anderes Verfahren moderner Reproduktionstechniken ist die Präimplantationsdiagnostik zum Gegenstand allgemeiner gesellschaftlicher Aushandlungen geworden. In den öffentlichen Diskursen durchdringen sich rechtliche, historische und bioethische Perspektiven. Anhand deutscher und französischer Printmedien markiert Julia Diekämper den Reproduktionsdiskurs als den Ort, an dem sich Biopolitik manifestiert. Sie zeigt, wie sich eine politisch folgenreiche Normenverschiebung von der Ethik der »Heiligkeit des Lebens« zu einer Ethik des Heilens vollzogen hat, und dass sich das universalistische ethische Selbstverständnis ebenso wie der Versuch einer einfachen Homogenisierung europäischen Rechts als Illusion erweisen.

Julia Diekämper (Dr. phil.) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der interdisziplinären Arbeitsgruppe Gentechnologiebericht der Berlin Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/ts1811/ts1811.php

© 2011 transcript Verlag, Bielefeld

Inhalt

Erster Teil: Der Diskurs der Reproduktion

1. Kapitel: Einleitung – Wahrheit und Methode | 11
(1) Wissen schafft Macht | 14
(2) Wissen macht Leben | 16
(3) Norm als Organisationsprinzip | 22
(4) Bio macht Politik | 24
(5) Wahrheitsspiel und Methode | 39
(6) Übersicht | 44

2. Kapitel: Sexualität und Reproduktion im Zeitalter ihrer technischen Separierbarkeit | 47
(1) Sexualität und Fortpflanzung – eine Trennungsgeschichte | 47
(2) Let's talk about sex? | 48

3. Kapitel: Auf der Suche nach einem gesunden Kind | 67
(1) Zeugung auf Probe | 67
(2) Spätabtreibung | 78
(3) Selbst ist das Risiko | 82

4. Kapitel: Auf der »richtigen« Seite? – Die Geburt der Bioethik | 83
(1) Übersicht | 83
(2) Wissenschaft und Öffentlichkeit | 84
(3) Reproduktion als bioethischer Diskurs | 87
(4) Die Entstehung einer Disziplin | 91
(5) Bio macht Ethik? | 104

5. Kapitel: Der Weg nach Europa? – Zur Homogenisierung heterogener Deutungen | 107
(1) Ein universalistischer Umgang mit dem Leben? | 107
(2) Kulturelle Pluralität, Homogenisierung und Hegemonieanspruch | 109
(3) Praktischer Umgang mit rechtlicher Divergenz | 112
(4) Homogenisierung = Harmonisierung? | 113
(5) Notwendigkeit eines Konsenses? | 115

6. Kapitel: Das Material | 125
(1) Untersuchungszeitraum | 125
(2) Ein nicht-historisches Verfahren? | 127
(3) Auswahl der Medien | 130
(4) Auswahl der Artikel | 132
(5) *Zeit* und *Spiegel* | 133
(6) *Le Nouvel Observateur* und *L'Express* | 138

7. Kapitel: Ausblick – Verrechtlichung der Reproduktion | 143
(1) Eine Frage der Ordnung | 143
(2) Drei Szenarien | 144
(3) Reproduktion und Rechtsansprüche | 148
(4) Vom Gesetz zum Recht | 149
(5) Recht und Macht | 155
(6) Das Recht als Dispositiv | 157

ZWEITER TEIL: ALLES, WAS RECHT IST – SZENARIEN DER REPRODUKTION

8. Kapitel: Erstes Szenario – Gesetze in Konflikt | 163
(1) PID Reloaded | 163
(2) Übersicht | 172
(3) Konflikte einer Zulassung | 173
(4) Rechte in Konflikt | 182
(5) Vorgefunden oder erzeugt? | 187
(6) Normenverschiebung | 195
(7) Primat der Lebensqualität | 206

9. Kapitel: Konstellationen französischer Rechtsaushandlungen – Spiegelung I | 211
(1) Einleitung | 211
(2) Aushandlung der Bioethikgesetze | 212
(3) Zugang zur PID | 226
(4) Schwangerschaftsabbruch im Kontext von PID und PND | 232
(5) Ausblick | 235

10. Kapitel: Zweites Szenario – Der Schutz des Lebens | 237
(1) Recht zwischen Menschenwürde und Eugenik | 237
(2) Gliederung des Kapitels | 239

(3) Zellhaufen oder »ungeborener Knirps« | 241
(4) Die Anthropomorphisierung des Embryos | 243
(5) Mensch mit Rechten? | 245
(6) Der Embryo als Opfer | 252
(7) Ausblick | 264

11. Kapitel: Eugenik für die Zukunft – Spiegelung II | 267
(1) Einleitung | 267
(2) Vergangenheit und Gegenwart – Spielarten der Eugenik | 268
(3) Verbrechen gegen die Menschlichkeit –
Verbrechen gegen die Gattung Mensch? | 274
(4) Zur Statusfrage | 280
(5) Zusammenführung: Die Politik des Performativen | 285

12. Kapitel: Drittes Szenario – Das Recht auf ein Kind | 287
(1) Einleitung | 287
(2) Das Recht auf ein Kind | 289
(3) Das Recht gegen ein Kind | 321
(4) Das Recht auf ein gesundes Kind | 326

13. Kapitel: Konstellationen der Égalité – Spiegelung III | 333
(1) Einleitung | 333
(2) Reproduktionsautonomie: Das Recht gegen ein Kind | 334
(3) Das Recht auf ein Kind I: Homosexuelle Elternschaft | 338
(4) Das Recht auf ein Kind II: Leihmütter | 345
(5) Das Recht auf ein gesundes Kind (I) | 352
(6) Das Recht auf ein gesundes Kind (II) | 356
(5) Zusammenführung | 362

14. Kapitel: Alles, was Recht ist | 365
(1) Pluralität der Rechte | 372
(2) Andere Länder, andere Rechte? | 377
(3) Einigung und Konsens? – Das Projekt Europa | 381

Literatur | 383

1. Kapitel

Einleitung – Wahrheit und Methode

A WORD is dead
When it is said,
Some say.
I say it just
Begins to live
That day.[1]

Ende 2008 richtete sich ein Flugblatt in gynäkologischen Praxen warnend an Frauen um die 30 Jahre: Sie sollten sich bloß nicht zu sicher fühlen. Sie sollten das Kinderkriegen nicht auf die lange Bank schieben, schließlich könne es irgendwann zu spät sein. Und ›irgendwann‹ bedeute in ihrem konkreten Fall: bald. Dann nämlich sei die biologische Sanduhr, die den Flyer illustrierte, abgelaufen.[2] Dieser Appell ging Hand in Hand mit dem Angebot, sich einem »FertiCheck« zu unterziehen, mit dessen Hilfe, auch jenseits situativer Notwendigkeit, eine »Momentaufnahme des Fruchtbarkeitsstatus« ablesbar sei.

Ein solches präventives Vorsorgesystem führt die medizinische Praxis *ad absurdum*, da die Erforschung und (gegebenenfalls) Erkennung etwa von Infertilität oder Sterilität *vor* einem subjektiven Verdacht der Betroffenen liegt.[3] Stattdessen, so suggeriert ein solcher Test, braucht es im Gegenteil vielmehr einen

1 Dickinson, Emily: Part I: Life, LXXXIX, Complete Poems. 1924.

2 Siehe hierzu: Art.: »Die biologische Uhr tickt«, in: *Süddeutsche Zeitung*; 19.12.2008.

3 Ein solches Prophylaxesystem unterscheidet sich von anderen Früherkennungen wie etwa der Mammographie dahingehend, dass bei ausbleibender Diagnose die betroffene Frau unter Umständen nie von dem Befund erfährt.

Beweis des Gesundheitsstatus, damit am Ende nicht eintritt, was nicht eintreten darf: ungewollte Kinderlosigkeit. Dass Frauen in Deutschland tendenziell immer älter werden, bevor sie sich eventuell zu einem Kind entschließen[4], lässt sich als demographische Grundlage für solche Tests nicht von der Hand weisen. Neben unzähligen Gründen für eine solche Verschiebung der Altersgrenze im Vergleich etwa zu den 1960er Jahren bewirkt die seit den 1970ern voranschreitende Etablierung der Reproduktionsmedizin[5], zumindest einer solchen Wahrnehmung folgend, einen *Timeout* der biologischen Uhr.

Zu recht weist Luc Boltanski darauf hin, dass die Verschiebung, die sich in den »gemeinhin als Lebensbereich bezeichneten Sphären«[6] ablesen lässt, zu den wichtigsten Veränderungen des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts zählt. Zu denen rechnet er vor allem die Bedingungen der Fortpflanzung, der Schwangerschaft und der Geburt. Eine solche Einschätzung hängt mit den sie betreffenden Gestaltungs- und Einflussmöglichkeiten zusammen, die sich spätestens seit den 1970er Jahren aus einer Verbindung von Reproduktionstechnologien und Genetik ergeben und die folgenreich auf das Leben bezogenes Wissen und damit Handlungsmöglichkeiten produzieren. Was aber bedeutet genau ›Leben‹, wenn sowohl dessen ontologische als auch normative Parameter zur Disposition zu stehen scheinen?[7]

---

4 Zu entsprechenden Zahlen siehe: Statistisches Bundesamt http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Content/Statistiken/Bevoelkerung/GeburtenSterbefaelle/Tabellen/Content75/GeburtenMutteralter,templateId=renderPrint.psml [26.04.2011].

5 Zu diesen zähle ich an dieser Stelle allgemein sowohl die Verfahren, die dazu dienen, eine Schwangerschaft herzustellen, als auch jene, diese zu betreuen. Bezogen auf das Beispiel habe ich hier erstere im Blick, wenngleich beide Verfahren sich bedingen. 39590 in Deutschland erfolgreich durchgeführte »Unfruchtbarkeitsbehandlungen« im Jahr 2007 belegen etwa eindrucksvoll, dass Methoden wie die sogenannte künstliche Befruchtung inzwischen zum Routinegeschäft unzähliger Kliniken und Praxen geworden ist. http://www.deutsches-ivf-register.de/ [22.01.2009].

6 Boltanski, Luc: Soziologie der Abtreibung, 2007:13.

7 Eine Verschiebung in Bezug auf den Lebensbegriff ist keine genuin neue Errungenschaft der Biowissenschaften. Der französische Molekularbiologe François Jacob wies ein sich seit dem 17. Jahrhundert entwickelndes Interesse an der empirischen Erforschung der Natur nach, das zu einer zunehmenden Interdependenz empirischer und theoretischer Zugriffe in den Wissenschaften führt. »Das Leben ist es, das als übergreifender Bezugspunkt dient, um dem Bewusstsein zu ermöglichen, Vorstellungen

Das, was ich aus kulturwissenschaftlicher Perspektive zeigen möchte, ist, dass das ›Sein‹ dieses unbestimmten ›Lebens‹ sich ganz bestimmten Vorentscheidungen verdankt. Das macht es notwendig, die Operationen der Macht, die das Leben hervorbringen, in den Blick zu nehmen.[8] Eben weil der ›Lebensbegriff‹ in enger, aber unklarer Beziehung zum Begriff des Menschen steht, sind die ihm zugrunde liegenden Konditionen auch deshalb zentral, weil sich hiervon ausgehend Anerkennungsverhältnisse ableiten. Dass alle Menschen Lebewesen sind, scheint dabei wenig umstritten. Wann aber wird ›Leben‹ im Zeitalter von Pluri- und Totipotenz[9] folgenreich zum Menschen?[10] Wie gestalten sich die Grenzen zwischen Menschen und Nichtmenschen[11], zwischen Lebendigem und Unbelebtem? Die Fragen des Lebens sind längst im Kontext politischer Topoi zu lesen. Die Politisierung von ›Leben‹ und Lebensführung geht somit Hand in Hand mit der Etablierung von Reproduktionstechnologien, weil Leben selbst zum Gegenstand von Handlungsoptionen und Machtinteressen wird.

---

nicht nur von verschiedenen Lebewesen, sondern verschiedener Elemente ein und desselben Lebewesens zu verbinden und zwischen ihnen Beziehungen aufzustellen.« François Jacob: Die Logik des Lebenden, 1972:100.

8 Butler, Judith: Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid betrauern, 2010:9.

9 Unter ersterem versteht man das Vermögen der betreffenden Entität, sich miotisch zu teilen und sich letztlich zu einem vollständigen, geborenen, lebenden Menschen zu entwickeln. Die Pluripotenz schließt die Entwicklung zu einem vollständigen Menschen aus. Bezeichnet wird allein das Vermögen von Blastomeren, sich zu beliebigen Gewebezellen zu entwickeln. Die Entscheidung, ab welchem Stadium eine Pluri- bzw. Totipotenz vorliegt, ist unter Forschern umstritten. Hierzu: Schmidt, Harald: Präimplantationsdiagnostik. Jenseits des Rubikons?, 2003:30.

10 Von welchem Punkt der Entwicklung an also sind die Zellverbände als Menschen und nicht als organische Entitäten jenseits des Menschlichen zu bestimmen? Hierzu: Ahrens, Jörn: Frühembryonale Menschen? 2008:67f.

11 Eine solche Frage ist immanenter Bestandteil einer Auseinandersetzung in den Lebenswissenschaften. Bruno Latour verwendet etwa den Begriff »nicht-menschliche Wesen«, um damit Laborexperimente zu kennzeichnen, die an Stelle der bloßen menschlichen Betrachtungsweisen treten. Ders.: Wir sind nie modern geworden, 1998. Giorgio Agamben spricht von Lebens-Form und meint damit ein Leben, das niemals von seiner Form getrennt werden kann. Ein »Leben, in dem es niemals möglich ist, so etwas wie ein bloßes Leben zu isolieren.« Ders.: Mittel ohne Zweck, 2001:13.

Der Bruch[12], der sich mit diesen Entwicklungen innerhalb der Wissenschaften vom Menschen ergibt, erweist sich auch deshalb als radikal, weil hier vorhergehende Annahmen aus dem wissenschaftlichen Denken verschwinden bzw. aus ihm ausgeschlossen werden. Betrachtet man wissenschaftshistorisch die Entwicklung etwa der Molekulargenetik[13], dann fällt auf, dass sich hier kurzfristig neue Objekte bilden, die anschließend zu neuen Wissenschaften überleiten oder zu tiefgreifenden Umorientierungen in bestehenden Wissenschaftsdisziplinen führen.[14] Anstatt einer auf die Entwicklungen innerhalb der Wissenschaft fokussierten Analyse beschäftige ich mich jedoch mit Wissen, und nur in dessen Relationalität mit Wissenschaft. Das bedeutet, ich nehme die Produktivität von durch Wissenschaften ausgelösten Aushandlungsprozessen in den Blick und widme mich nicht wissenschaftshistorisch etwa bestimmten Disziplinen (wie der Genetik) oder Phänomenen (wie der Vererbung). Das bedeutet, dass es in einem ersten Schritt zwei Sphären zu unterscheiden gilt: Wissen und Wissenschaft.

(1) WISSEN SCHAFFT MACHT

Der Zusammenhang von hochkomplexer Wissenschaft und deren Einsickern in die Lebenswelten der Bürgerinnen und Bürger durch die Medien und natürlich die in Anspruch genommenen Technologien legt nahe, dass die Biowissenschaften Teil politischer und sozialer Rationalitäten sind, innerhalb derer sie erst Bedeutung gewinnen. Ohne Frage war auch der Körper vor der Moderne in die politische Dynamik einbezogen. Doch mit der Reproduktionsmedizin wird die Fortpflanzung beeinflussbar durch direktes menschliches Handeln und die Bevölkerung wird damit hinsichtlich ihrer Quantität (Demographie) und Qualität (Gesundheit) modellierbar.

Wissen stellt dabei zwar eine unverzichtbare Vorbedingung von Wissenschaft dar, beide sind aber keinesfalls identisch. Wissen stellt »keine Summe von

12 Mit dem Begriff »Bruch« verbinde ich im diskursanalytischen Sinn die Annahme, dass Wissenschaft sich nicht kontinuierlich entwickelt. Stattdessen lassen sich etwa anhand der Terminologie »Brüche« ausmachen, durch die Objekte oder Theorien über Objekte entstehen. Michel Foucault beschränkt den Typus des Bruchs auf Beobachtungstatsachen. Der Bruch charakterisiert ein stark verändertes Verhältnis zu den Dingen.

13 Siehe hierzu etwa: Rheinberger, Hans-Jörg; Müller-Wille, Staffan: Vererbung, 2009.

14 Dies wird mit der Dechiffrierung des menschlichen Gens besonders anschaulich.

Erkenntnis«[15] dar, sondern eine Gesamtheit von Elementen (Gegenständen, Formulierungstypen, Begriffen und theoretischen Entscheidungen), die aus ein und derselben Positivität heraus im Feld einer einheitlichen diskursiven Formation gebildet sind.[16] Wissen lässt sich nicht nur als »wahre und begründete Überzeugung« definieren, sondern besteht aus den Regeln einer diskursiven Praxis, die Elemente ausbilden und möglicherweise zu einem wissenschaftlichen Diskurs führen, der einen bestimmten Bereich absteckt. Dieser Bereich kann unterschiedliche Formen annehmen. Ohne eine definierte diskursive Praxis existiert kein Wissen. Dabei gilt die Annahme, dass, wenngleich die Praxis das Wissen formiert, es umgekehrt auf die Praxis zurückwirken kann. Das gilt für die diskursive Praxis ebenso wie für die nicht-diskursive. In diesem Punkt stimme ich Alexander Bogner zu, der durch eine bestimmte diskursive Praxis Rückschlüsse auf eine Strukturierung von Handlungsoptionen annimmt.[17]

Im Folgenden untersuche ich Wissen in Beiträgen aus Zeitungen und Zeitschriften, die zwischen 1995 und 2010 erschienen sind, und deren Gegenstand (im weiteren Sinne) die Reproduktionstechnologien darstellen. Damit verbindet sich eine Grundannahme der Arbeit, und zwar die, dass es keine klare Trennlinie gibt zwischen einer ›reinen‹ Wissenschaft und der in den Printmedien auftauchenden vermeintlichen Populärwissenschaft. Beide Ausdrucksformen des Wissens gehören zu *einem* Feld, in dem sie sich als zwei Ordnungen begegnen, die sich als koexistierende Diskursformen produktiv zueinander verhalten.[18] Das speziali-

15 Foucault, Michel: Über die Archäologie der Wissenschaften, in: Dits et Ecrits, Bd. I, 2001:921.

16 Das ist *ein* Verständnis von Wissen. Insbesondere in wissenschaftshistorischen Untersuchungen finden sich zudem die Unterscheidungen zwischen explizierbarem und implizitem Wissen (Michael Polany) oder die zwischen starkem und schwachem Wissen (Norman Malcolm). Hierzu: Anacker, Michael: Wissen, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, 2004:896ff.

17 Bogner, Alexander: Kritik der Life-Politcs – Zum Grenzziehungsdiskurs der Humangenetik, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 3/2004, hier: 49. Bogner indes legt für seine Untersuchung nicht nur Interviews zugrunde, er beschäftigt sich auch thematisch mit einer anderen Situation, indem er auf die Grenzziehungen zwischen Humangenetik und Eugenik rekurriert, um Handlungsnormen und Orientierungsmuster zu destillieren.

18 Das hat Philipp Sarasin anhand der Bakteriologie gezeigt (Sarasin, Philipp: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, 2006), das zeigt aber auch Hans-Jörg

sierte Wissen der Biomedizin integriert sich auf diese Weise nicht nur in den kulturellen Wissensbestand, und wird nicht nur aus diesem gespeist, sondern durch eine so entstehende Interdependenz entfaltet sich eine eigene Produktivität.[19]

(2) WISSEN MACHT LEBEN

Durch die an diese Wissenschaften gebundenen Redeweisen treten neue Gegenstände hervor. Zu diesen zählen neben stofflichen Entdeckungen, wie extrakorporalen Ei- und Samenzellen, das ›Leben‹, bzw. die eigens definierten Lebensphasen.[20] Die Metapher des ›Lebens als Information‹ wird qua Genomik damit zur materiellen Wirklichkeit.[21] Die Frage nach der Dichotomie von Krankheit und Vererbung, das deutete der eingangs erwähnte »FertiCheck« bereits an, ist aufgrund dieser Entwicklung keine rein sprachliche Bedeutungsverschiebung, sondern sie erhält einen forschungs- und gesellschaftspolitischen Charakter. Denn durch die Untersuchung von Organen, von Genen und Zellen ergeben sich auf der einen Seite messbare Werte, die interpretiert und auf deren Grundlage generationsübergreifende Entscheidungen getroffen werden. Mit der Genetik und der Reproduktionstechnologie entsteht auf der anderen Seite aber nicht nur ein völlig neues Wissensgebiet. Es geht auch darum, wie in der Folge über die hier hervorgebrachten Dinge gesprochen wird.

Rheinberger und Steffan Müller-Wille anhand der Vererbung. Dies.: Vererbung, 2009. Christina Brandt stellt die Verbindung zwischen Science-Fiction und Genetik her. Dies.: Wissenschaft – Literatur – Öffentlichkeit. Die Bedeutung des Science-Fiction in den 1970er Jahren für die öffentliche Debatte zum Klonen, in: Nikolow, Sybilla; Schirrmacher, Arne (Hg.): Wissenschaft und Öffentlichkeit als Ressource füreinander, 2007:137ff.

19 Ein solches Verhältnis zeichnet Eva Illouz in ihrem Buch »Die Errettung der modernen Seele« nach, indem sie den therapeutischen Diskurs zugleich als einen formalen und einen spezialisierten Wissenskorpus betrachtet. Sie zeigt so, inwiefern die Grenze zwischen psychologischem Spezialwissen und Populärwissenschaft durchlässig ist. Sie ist es deshalb, weil »sowohl die Sprache der professionellen Psychologie als auch deren populäre Version auf das Selbst zielen und dabei ähnliche Metaphern und Erzählungen benutzen.« Dies.: 2009:29.

20 Gehring, Petra: Was ist Biomacht?, 2006:34.

21 Rheinberger, Hans-Jörg; Müller-Wille, Staffan: Vererbung, 2009:248.

Eine an die Biowissenschaften gebundene Auseinandersetzung avanciert dabei zum allgemeinen Interessensgegenstand, der sowohl den wissenschaftsinternen naturwissenschaftlichen Kreis überschreitet, als auch jene Gruppe, für die das reproduktionstechnologisch gestützte Kinderkriegen zur persönlichen Lebenswirklichkeit gehört. Ein solches Wissen ist vor allem deshalb legitimierungsbedürftig, weil dessen Gegenstand – das ›Leben‹ – allen Menschen gleichermaßen nahe ist.[22] Das zumindest erklärt in einem ersten Schritt das fortwährende Interesse, das sich an Fragen des Lebensbeginns, des Lebensschutzes und der Lebensqualität entzündet. Denn die vordergründig am Einzelfall orientierten Abwägungen bewegen sich vor der Matrix der Frage nach dem Fortbestehen unserer Art – oder, wie Jürgen Habermas die Dringlichkeit begründet: innerhalb der Gattungsfrage.[23] Das bedeutet, dass das, was in Folge von medizinischen Möglichkeiten diskutabel wird, nicht nur individuelle Entscheidungen der Nutzung oder Ablehnung von Technologien betrifft. In einem konsequentialistischen Sinne ebenso wie aus einer deontologischen Perspektive[24] bieten sich vielmehr *auch* Erklärungsmuster für diejenige Welt an, in der wir leben (wollen). Fortpflanzung stellt hierbei aus nachvollziehbaren Gründen ein zentrales Scharnier zwischen subjektivem Begehren und gesellschaftlichem (gesellschaftspolitischem) Interesse dar. Eine auf dieser Basis stattfindende Kontroverse dient demnach dazu, sich über gesamtgesellschaftliche Ansprüche zu verständigen. Solche handeln etwa aus, was genau mit welchen Konsequenzen unter dem neuen, vielschichtigen

22 Waldschmidt, Anne; Klein, Anne; Korte, Miguel Tamayo: Das Wissen der Leute, 2009:19.

23 Innerhalb der Auseinandersetzung sowohl mit Genetik als auch mit Reproduktionstechnologien kommt dem Begriff der Gattung eine entscheidende Position zu. In seinem Buch »Das Prinzip Verantwortung« (1979) spricht Hans Jonas nicht von einer Ethik der Subjekte, sondern einer Ethik, die den Erhalt der Gattung thematisiert. Er begründet den Erhalt der Gattung auf Grundlage einer Ontologisierung des Werdens als ethisch zwingend. Dieser wird, auch das werde ich an späterer Stelle diskutieren, allgemein gesprochen entweder essentialisiert (Habermas) oder dekonstruiert (Agamben, Sloterdijk).

24 Damit sind zwei entscheidende Richtungen der (Bio-)Ethik benannt. Während die Deontologie Handlungen die Fähigkeit zuschreibt, unabhängig von ihrer Konsequenz intrinsisch gut oder schlecht zu sein (in diesem Sinne kommt dem Argument der Menschenwürde eine zentrale Bedeutung zu), erachtet ein konsequentialistischer Ansatz ausschließlich die Konsequenzen einer Handlung als moralisch relevant.

›Leben‹ zu verstehen ist, wann beispielsweise *etwas* normativ folgenreich zum Menschen wird.

Die Biotechnologien sind längst im Lebensalltag angekommen. Es macht aber offensichtlich einen Unterschied im Hinblick auf ihre Beurteilung, ob ich selbst in einen direkten Kontakt mit den Technologien gerate oder nicht, ob sie direkt an meinem Körper wirksam werden oder nicht, ob sie mir nutzen oder schaden, kurz: ob bzw. welche Erfahrungen ich mit ihnen mache.[25] Auch wenn die Reproduktionsmedizin die Gruppe der an Fortpflanzungsprozessen Partizipierenden prinzipiell erweitert, so kommen doch bei weitem nicht alle Menschen mit den entsprechenden Technologien in Kontakt. Neben einer (bewussten) Entscheidung gegen ein Kind[26] und/oder gegen entsprechende Diagnostik (wobei das zumindest eine Auseinandersetzung im Zusammenhang mit der gängigen Beratungspraxis sehr wahrscheinlich macht) ist eine Fruchtbarkeitsbehandlung (zumindest nach aktuell geltender Rechtslage) etwa nach der Menopause in Deutschland illegal.[27] Neben persönlicher Entscheidung sorgen sowohl Lebensumstände (wie etwa Alter oder Singlesein) als auch körperliche Veranlagung oder sexuelle Orientierung dafür, dass das Kinderkriegen praktisch für viele kein zentrales Thema der individuellen Lebensplanung darstellt. Die Auseinandersetzung mit Reproduktionstechnologien verspricht aber weit mehr, als Auskünfte über individuelle Lebensführung zu offenbaren. Denn hier geht es auch darum, wer Zugang zu unserer Gesellschaft hat und wer nicht.

Daher beziehe ich mich nicht auf Interviews oder auf andere die individuelle Erfahrung fokussierenden Quellen. Stattdessen untersuche ich vor dem Hintergrund von Technologien, die einen Zugriff auf die Entstehung von menschlichem Leben erlauben, sie bedingende, begünstigende und begrenzende Aussagen, die sich in einem bestimmten Zeitraum in der Öffentlichkeit profilieren konnten. Dabei geht es um das Sprechen über eine Praxis, die durch Ein- und Zugriffe auf potentielle Mütter und das Ungeborene eine gänzlich neue Einord-

---

25 Insbesondere ethnographisch orientierte Arbeiten greifen den Aspekt der Erfahrung dezidiert auf. Besonders Ryna Rapp ist hier zu nennen, die mit ihrer Arbeit zur Amniozentese »Testing the women, testing the fetus« (1999) die subjektive Dimension des Technologieeinsatzes sichtbar macht. Ebenso auch Franklin, Sarah; Roberts, Cecilia: »Born and made. An ethnography of preimplantation genetic diagnosis«, 2006.

26 Zu diesem Thema: Correll, Lena: Anrufung zum Muttersein, Münster 2010.

27 Dies schließt die Auflagen, unter denen die IVF angewendet wird, aus. Dass nichtsdestotrotz auch in Deutschland Frauen im Rentenalter gebären, ist kein Widerspruch, sondern Resultat einer fortpflanzungstouristischen Unternehmung.

nung dessen erlaubt, was ›gesund‹ und was ›krank‹ bedeutet. Der Untersuchung liegt folglich die These zugrunde, dass nicht die Biowissenschaften *an sich* den Blick auf die Menschen verändern. Stattdessen sind es die öffentlichen Aushandlungen, die Normen bestimmen, sie wiederholen und verändern und so aktuelle Anerkennungsverhältnisse neu ordnen.

Indem ich ein solches Anliegen mit einer Medienanalyse verbinde, konzentriere ich mich auf ein anderes Feld als jenes, auf dem *per definitionem* die Folgen der Biomedizin verhandelt werden: das der (Bio-)Ethik. Diese Entscheidung nimmt bewusst ein Scharnier zur Alltagswirklichkeit in den Blick.[28] Die Medien bieten unabhängig vom Begriff der Erfahrung einen Zugang für eine Vielzahl von unterschiedlichen Menschen. Mithilfe dieser fraktionierten Räume der medialen Öffentlichkeit basteln sich viele Mitglieder der modernen Gesellschaft in unterschiedlich intensiver und unterschiedlich kompetenter Weise zugleich ihr Bild von der Welt. Insofern ist es nicht abwegig zu behaupten, dass – weil die individuellen Erfahrungen ja nicht im luftleeren Raum gemacht werden – der mediale Diskurs selbst an der Produktion der individuellen Erfahrung mitwirkt. Dabei stellt die Öffentlichkeit die Voraussetzung dafür dar, »dass wissenschaftliche Weltbilder entstehen können – und sie schafft erst die Bedingung dafür, dass Wissenschaft verstehen auch bedeuten kann, sie zu kritisieren.«[29]

Mit der Entscheidung, Printmedien als zentrale Quelle dieser Arbeit zu analysieren[30], fokussiere ich zudem einen Darstellungsraum, der sich selbst aus he-

---

28 Wenn Philipp Sarasin konstatiert, was »Professoren der Geschichtswissenschaft von der Genetik wissen – und Genetikerinnen von der Geschichte«, das »erfahren sie wohl meistens aus dem Fernsehen und der Tageszeitung«, dann steht ein solcher Zugang stellvertretend für die meisten Rezipienten. Ders.: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, 2003:256.

29 Sarasin, Philipp: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, 2003:257.

30 Ebenfalls aus einer diskursanalytischen Perspektive beschäftigen sich mit den Aushandlungen über Biomedizin: Jäger, Magret; Jäger, Siegrid; Ruth, Ina; Schulte-Holtey, Ernst; Wichert, Frank: Biomacht und Medien, 2004. Bettina Bock von Wülfingen beschäftigt sich in ihrem Buch: Die Genetisierung der Zeugung (2006) ebenfalls mit Printmedien. Sowohl im Erkenntnisinteresse als auch in der Feinbestimmung eines methodischen Zugriffs unterscheiden sich allerdings beide Arbeiten von meinen Überlegungen. Während erstere ein weites Spektrum dessen in den Blick nehmen, was unter dem Label ›Biomedizin‹ verhandelt wird, konzentriert sich Bettina Bock von Wülfingen zwar, ebenso wie ich es in einem ersten Schritt tue, auf diejenigen Verfah-

terogenen Quellen speist. Diese spannen ein Feld aus Koordinaten auf, in dem es etwa möglich ist, über Reproduktionsentscheidungen im Sinne eines zwischen den Generationen weitergegebenen biologischen Gutes nachzudenken. Das ist auch deshalb bedeutsam, weil die Biotechnologien unter besonderem Legitimationsdruck stehen, dem nur öffentlich entsprochen werden kann. Keines der Verfahren, um die es hier geht, wird zudem direktiv angewendet, d.h. verbindlich verordnet. Demnach muss ein gesellschaftliches Klima derart beschaffen sein, dass Untersuchungen und/oder Diagnostiken nachgefragt werden, oder dass deren Anwendung verworfen wird.[31]

Ohne solche Denkbarkeiten[32], die nur öffentlich entstehen, entfalten sich auch nicht die gesellschaftspolitischen Einschätzungen, die als Grundlage für die Befürwortung oder Verwerfung von Technologien dienen. Damit unterstelle ich nicht, dass es *einen* genuinen Ort gäbe, an dem die Folgefragen der Biotechnologien verhandelt werden.[33] Stattdessen geht es hier um das Ausfechten von (*nicht* automatisch am Konsens orientierten) Deutungshoheiten. Es geht eben nicht nur um die Wahrheit. Doch auch das, was innerhalb der Medien (normativ) verhandelt wird, verdient das Adjektiv ›ethisch‹. Mit einer solchen Zuschreibung komme ich zu der Annahme, dass das (normative) Sprechen über Biotechnologien dahingehend folgenreich ist, als das hier entstehende Wissen Effekte zeitigt, die weit mehr bedeuten als die Verbreitung von Informationen oder auf irgendeinen Service bezogenes Orientierungswissen. Die Aushandlung selbst bringt Normen hervor. Es geht also darum, ganz vom Material auszugehen und nicht das Material in die vorgegebenen Raster der philosophischen Bioethik oder der Rechtswissenschaft hineinzuzwängen. Umgekehrt sind Bioethik und rechtliche Erwägungen immer schon Teil des deutlich weiter ausgreifenden Materials.

---

ren, die die menschliche Fortpflanzung betreffen. Methodisch geht ihr Diskursbegriff allerdings über meinen hinaus.

31 Inwiefern hier unterschiedliche Begründungszusammenhänge konkurrieren, werde ich in meiner Analyse exemplarisch vorführen. Dazu zählt neben divergierenden (disziplinenbezogenen) Argumenten eine grundlegende Unterscheidung, ob die jeweiligen Verfahren am Einzelfall diskutiert oder im konsequentialistischen Sinne beurteilt werden.

32 An dieser Stelle teile ich die Ansicht von Bettina Bock von Wülfingen, die mit Philipp Ariès argumentiert, dass die Etablierung von (beispielsweise) Reproduktionstechnologien nur dann funktioniert, wenn alte und neue Diskursstränge sich miteinander verbinden. Bock von Wülfingen, Bettina: Die Genetisierung der Zeugung, 2006.

33 Das werde ich im Kapitel »Die Geburt der Bioethik« ausführen.

Somit fungieren die Medien als Wahrheit produzierender »Hybridraum«[34]. Slavoy Zizek pointiert:

»Wer [...] etwas für (un)wahr hält, sollte zugleich nach den Kriterien fragen, nach denen wir ›etwas für wahr halten‹, nach Kriterien, die niemals abstrakt und ahistorisch, sondern immer Teil eines konkreten Kontextes sind, in den wir geworfen sind.«[35]

In diesem dynamischen Prozess geht es um Deutungshoheit, d.h. es geht um den Anspruch, die Wahrheit in und über einen Diskurs für sich beanspruchen zu können. Foucault hat dafür den treffenden Begriff »Wahrheitsspiele« geprägt:

»Die Wahrheit ist von dieser Welt, in dieser wird sie aufgrund vielfältiger Zwänge produziert, verfügt sie über geregelte Machtwirkungen. Jede Gesellschaft hat ihre eigene Ordnung der Wahrheit, ihre ›allgemeine‹ Politik der Wahrheit: d.h. sie akzeptiert bestimmte Diskurse, die sie als wahre Diskurse funktionieren lässt, es gibt Mechanismen und Instanzen, die eine Unterscheidung von wahren und falschen Aussagen ermöglichen und den Modus festlegen, in dem die einen oder anderen sanktioniert werden; es gibt bevorzugte Techniken und Verfahren zur Wahrheitsfindung; es gibt einen Status für jene, die darüber zu befinden haben, was wahr ist und was nicht.«[36]

Damit ist das hohe Gut ›Wahrheit‹ als ein zutiefst weltliches ausgewiesen, das kontextabhängig produktiv wirkt, weil von ihm Macht ausgeht. Wahrheit ist bei Foucault eine mögliche, nicht aber eine notwendige Eigenschaft von Aussagen. Sie ist *ein* Effekt des Diskurses. Wissenschaftliche und öffentliche Wahrheiten können dementsprechend als »Wahrheitseffekte« verschiedener, sich überschneidender, ergänzender, weiterentwickelnder oder kritisierender Diskurse, d.h. als Resultat diskursiver Praktiken verstanden werden, die auch von einem »Willen zur Wahrheit« angetrieben werden. Indem ich davon ausgehe, dass im Reproduktionsdiskurs Wahrheiten (und an sie gebundene Normen) ausgehandelt, erstritten und wiederholt werden und dies nicht im luftleeren Raum stattfindet, nehme ich ferner an, dass durch eben diesen Mechanismus Kräfteverhältnisse wirksam werden, die ich Macht nenne. Entlang der Phalanx zwischen Wissen, Körper und Macht kommt dabei den Medien als Reflektions- und Initiationsorgan eine markante Schlüsselposition zu. Insbesondere anhand des Knotenpunkts

34 Felt, Ulrike ; Nowotny, Helga; Taschwer, Klaus: Wissenschaftsforschung, 1995.

35 Zizek, Slavoy: Die politische Suspension des Ethischen, 2005:17.

36 Foucault, Michel: Dispositive der Macht, 1978:51.

Macht lässt sich aber dieses Verhältnis besonders konkret rekonstruieren. Macht verstehe ich dabei als Name, »den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt.«[37] Je heterogener diese Kräfte sind, desto besser lässt sich das zeigen. Daher ist das Sprechen über Reproduktion ein besonders gutes Beispiel für einen von Kräfteverhältnissen geprägten Diskurs.

In zwei Schritten nähere ich mich den so entstehenden diskursiven Konstellationen: Während ich mich in einer ersten empirischen Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Narrationssträngen innerhalb ausgewählter printmedialer Beiträge aus Deutschland, aus den wöchentlich erscheinenden Zeitschriften *Spiegel* und *Zeit*, auseinandersetze, spiegle ich die so gewonnenen Ergebnisse in einem zweiten Schritt mit Analysen printmedialer Beiträge aus Frankreich; ich konfrontiere also die Beiträge aus *Spiegel* und *Zeit* mit denen aus *Le Nouvel Observateur* und *L'Express*. Diesem Verfahren liegt wiederum die These zugrunde, dass in der Beziehung von Wissen und Wissenschaft auch nationalstaatlich geprägte Deutungsmuster im Verhältnis von Diskursivem und Nicht-Diskursivem erkennbar werden. Andernfalls müssten sich Sagbarkeiten an beiden Orten nach ähnlichen Formationsregeln bestimmen lassen. Ein solcher Vergleich ist besonders vor dem Hintergrund europäischer Einigungsbestrebungen, etwa durch eine gemeinsame Bioethik-Konvention, aufschlussreich. In der Forderung nach ethischer Einigkeit mischen sich dabei in der Aushandlung von Deutungshoheit dennoch divergierende (kulturelle) Deutungsmuster. Allem Anschein nach widerlegt dies jede Forderung nach einer universalistischen Perspektive auf das Leben.

(3) NORM ALS ORGANISATIONSPRINZIP

Der Kampf um Deutungshoheit im Bezug auf Wissen organisiert sich um einen Begriff der Norm. Diesen gilt es im Folgenden zu unterscheiden von dem der Normalisierung und der Normativität. Jürgen Link fasst unter dem Schlagwort Normalismus[38] den sich auf allen Ebenen auswirkenden Diskurs[39] der Normalität als ein typisch modernes Dispositiv auf. Link unterscheidet dabei den Norma-

37 Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen, 1983:114.

38 Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus, 2006.

39 Link unterscheidet zwischen einem Spezial-, einem Laien- und einem Interdiskurs. Aus oben genannten Gründen in Bezug auf das Verhältnis von Wissen und Wissenschaft teile ich eine solche Unterscheidung nicht.

lismus von der Normativität dahingehend, dass Normalität Ergebnis von Statistik, Messungen und sich aus ihnen ergebenden Durchschnittswerten sei, wohingegen sich Normativität durch Werte und Normen präskriptiv konstituiere.[40] Anhand des Umgangs mit embryonalen Stammzellen wägt Link die Normativität gegen die Normalität ab. Beide stellen für ihn zwei unterschiedliche Positionierungen in Bezug auf die Fragen um das Leben dar. Während die Normativität dabei einzelfallbezogen argumentiere, nehme die Normalität eine massenfeldbezogene Perspektive ein. Die Einmaligkeit und die Unvergleichbarkeit des individuellen Falles stünden der Positionierung des Individuums im homogenen Massenfeld gegenüber.[41]

Für meine Untersuchung schlage ich eine Lesart vor, die Normativität und Normalität nicht als zwei sich ergänzende Aspekte des diskursiven Geschehens versteht. Demgegenüber begreife ich die Norm als diejenige Instanz, die die soziale Intelligibilität regiert. Sie ermöglicht, dass bestimmte Praktiken und Handlungen als solche erkannt werden können und dass sie sich als wiederholt herbeigeführte Effekte jener Praktiken etablieren können. Normen wirken innerhalb sozialer Praktiken dabei als implizierter Standard der Normalisierung. Der Umgang etwa mit der Pränataldiagnostik nach der Jahrtausendwende illustriert eine solche Praxis. Normativität wird durch Normen bestimmt, die erst den Begriff des Lebens und dann den des Menschen hervorbringen, die überhaupt der Aner-

---

40 Link unterscheidet zudem für den Normalismus zwischen *Protonormalismus* und *flexiblem Normalismus*. Während ersterer sich in vielerlei Hinsicht an Normativität anlehnt und um eine Einengung des Normalitätsfeldes bemüht ist, dominiert in der Jetztzeit der flexible Normalismus, der Normalitätsgrenzen dezentriert und zur Inklusion einer Vielfalt von Phänomenen in den Bereich des Normalen tendiert.

41 Mit einer solchen Gegenüberstellung möchte Link die den Diskurs charakterisierende »binäre Versimplung« explizieren, um zu argumentieren, beide Positionen stünden auf einem Fundament (»Komplex des Normalismus«). Ders.: Normativität versus Normalität: Kulturelle Aspekte des guten Gewissens im Streit um die Gentechnik, in: Stingelin, Martin (Hg.): Biopolitik und Rassismus, 2003:184ff. Im Kontext seiner Thesen zur flexiblen Normalisierung stellt Jürgen Link fest, dass mit der zunehmenden Flexibilisierung von Normalitätsgrenzen die Entwicklung einer »Therapiekultur« verbunden sei, die subjektive Selbstnormalisierungsverfahren trainiere. Link, Jürgen: Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse: Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse am Beispiel des Normalismus, in: Bublitz, Hannelore; Bührmann, Andrea D.; Hanke, Christine; Seier, Andrea (Hg.): Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults, 1999, hier: 153f.

kennung und Repräsentation wert sind. Das ›Leben‹ in diesem Sinn wird also durch Normen hervorgebracht, die es als ›Leben‹ oder – insbesondere in Folge medizinischer Einblicke – als Teil vom ›Leben‹ qualifizieren. Damit ergibt sich auf einer normativen Formulierungsgrundlage das Problem der Wahrnehmung von ›Leben‹. In diesem Sinne dienen die Normen der Anerkennung der Produktion und Reproduktion der Vorstellung vom Menschen. Dies führt insofern zur Frage der Anerkennung, weil es zu entscheiden gilt, wessen ›Leben‹ schützenswert ist und wessen nicht.[42] Die (Sprach-)Bilder von Ungeborenen (etwa durch Anthropomorphisierungen) verdeutlichen dies besonders eindringlich. In keinem Fall führe ich damit aber einen deterministischen Normenbegriff ins Feld. Vielmehr unterbrechen und verschieben sich fortwährend normative Schemata. Gerade weil Normen hier in einem »offenen« Prozess aus dem Material gewonnen werden, kann dies deutlich werden. Normen wandeln sich, und, indem sie das tun, verwandelt sich auch das, was als erkennbar menschlich gilt und was nicht. Das so sichtbar werdende Machtdifferential unterscheidet auch durch institutionalisierte Regulierungen zwischen anerkennungsfähigen Subjekten und nicht-anerkennungsfähigen Objekten. Gesetze, Regeln, Praktiken konstituieren dabei rechtliche Instrumente, wie etwa die Zulassungsbedingungen zu bestimmten Verfahren.

Indem ich also davon ausgehe, dass im öffentlichen Sprechen über Biowissenschaften Normen ausgehandelt werden und sich aufgrund dessen Anerkennungsverhältnisse ergeben, gehe ich gleichfalls davon aus, dass durch diesen Prozess wesentlich in die Lebenswelt eingreifende Effekte hervorgerufen werden.

(4) BIO MACHT POLITIK

Als Effekt der durch den Diskurs generierten Dynamik entsteht Macht. Diese auf das Leben bezogene Macht heißt genauer: Biomacht. Was als Ergebnis einer Additionsrechnung von Begriffen wie ›Wissen‹ und ›Leben‹ erscheint – Biomacht oder auch Biopolitik –, erweist sich mit einer immensen Popularität als frei flottierender Begriff. Sucht man im Internet nach »Biomacht«, dann bieten sich (innerhalb von 0,21 Sekunden) ungefähr 77 800 Einträge, und 599 000 Einträge erhält, wer »biopower« sucht, als Hinweis auf dessen massenhafte Ver-

42 Dieser Frage geht, bezogen auf andere Beispiele, Judith Butler nach in: Dies.: Raster des Krieges, 2010.

wendbarkeit.[43] Die immense Verbreitung und Verwendung stellt auf einer Rezeptionsebene selbst eine Zielscheibe für Kritik dar. Diese kritisiert mangelnde Genauigkeit, Gültigkeit, Gradlinigkeit. Einen der bildmächtigsten Vorwürfe erhebt dabei Eva Illouz, indem sie anmahnt, es handle sich um einen – und hier macht sie eine Schöpfung Philippe Corcuffs fruchtbar – »Bulldozer-Begriff«[44], dessen Allumfassendheit in der Praxis dafür sorge, dass er die »Komplexität des Sozialen einebne«[45]. Indem ich (nichtsdestotrotz) das, was innerhalb der öffentlichen Auseinandersetzung verhandelt wird, als Indiz der Biomacht lese, verlangt eine solche Verwendung zweifelsohne nach Klärung. Wenn ich den Begriff ›Biomacht‹ verwende, beziehe mich auf Michel Foucaults Konzept[46], lasse aber auch hier das Material, das diesen Begriff gebraucht, sprechen.

Warum, so lässt sich mit Petra Gehring[47] fragen, lohnt es sich, mit einer nicht mehr jungen Begrifflichkeit zu operieren, die zudem dem Vorwurf ausgesetzt ist, dass Foucault die Folgen dessen, was die Reproduktionstechnologien bzw. deren Etablierung bewirken könnten, an der Vorstellung dessen, was der Mensch ist, auch dann nicht absehen konnte, als er bereits Anfang der 1980er Jahre die Genetik als das »Neue Testament der Biologie«[48] bezeichnete? Bernard Stiegler befindet sogar, es sei fahrlässig, Foucaults Vokabular auf heutige Zustände zu übertragen, denn damit »laufen wir Gefahr, den besonderen Charakter unserer Situation zu verschleiern.«[49] Er habe den Eindruck, dass »die *Biomacht*, die Foucault historisch und geographisch, das heißt in erster Linie im Hinblick auf Europa, so überzeugend beschrieben hat, nicht dieselbe Macht ist, die *unsere* Epoche gegenwärtig prägt.«[50] Neben der Ungenauigkeit (Illouz), der Unzeitgemäßheit (Gehring) und der Unzutreffendheit (Stiegler) besteht hinsichtlich der Verwendung aber noch eine vierte Schwierigkeit: Die Begriffe ›Biomacht‹, bzw.

---

43 http://www.google.de [03.01.10]. Für den Begriff »Biopolitik« wurden 67 700 Begriffe gefunden.

44 Illouz, Eva: Die Errettung der modernen Seele, 2009:14.

45 Ebd.

46 Der Begriff ist jedoch keine Wortneuschöpfung Foucaults. Rudolf Kjellén, ein schwedischer Politikwissenschaftler, zählte zu den ersten, die den Begriff verwendeten. Für ihn sind Staaten überindividuelle Lebewesen. Auch der Nationalsozialismus nimmt den Begriff auf. Zur Begriffsgeschichte siehe Lemke, Thomas: Biopolitik, 2007.

47 Gehring, Petra: Was ist Biomacht?, 2006.

48 Foucault, Michel: Dits et Ecrits, Bd. II., 2002:126.

49 Stiegler, Bernard: Von der Biopolitik zur Psychomacht, 2009:28.

50 Ebd.:49.

›Biopolitik‹, die ich verwende, um die durch diskursive Strategien hervorgehende Macht zu kennzeichnen, sind selber Bestandteil der Sprachpraxis der von mir ausgewählten Zeitschriften.

Aus diesen Gründen werde ich in einem ersten Schritt nachvollziehen, auf welche Weise ›Biomacht‹ und ›Biopolitik‹ innerhalb der von mir untersuchten Medien *Zeit* und *Spiegel* Verwendung findet (4.1). Davon abgrenzend werde ich in einem zweiten Schritt auf Grundlage einer Auseinandersetzung mit Foucaults Modell und dessen Rezeption eine Festlegung anstreben (4.2).

(4.1) Mediale Sagbarkeit: Biopolitik

Unter dem Titel »Schwarz, gelb, frei?« prophezeite die *Zeit*, dass es nach der Bundestagswahl im Herbst 2009 unter »der neuen Regierung [...] keine biopolitische Wende«[51] geben werde. Denn, wenngleich manch einer eben diese »von den Liberalen [*erwartet habe*, J.D.] – gegen den Widerstand der Union, die sich als Hüterin einer christlich inspirierten Menschenwürde sieht«, sei eine Veränderung keinesfalls durchsetzbar. Offensichtlich wird hier ›Biopolitik‹ bzw. ›biopolitisch‹ synonym verwandt mit denjenigen politischen Entscheidungen, die angesichts von medizinischen Möglichkeiten gesellschaftlich diskutabel sind. Indem das Bild einer forschungspolitisch im Vergleich zum christlichen Bekenntnis progressiv aufgestellten FDP gezeichnet wird, erscheint Biopolitik als Sujet des Regierens. Biopolitik steht damit gleichbedeutend neben anderen Ressorts, wie etwa der Energie- oder Finanzpolitik, die dieser Logik folgend Anrecht auf einen Ministerposten hätte. Nur so erklärt sich, warum nach Ansicht des *Spiegels* Maria Böhmer in der Unionsfraktion »zuständig für die Biopolitik«[52] ist. Biopolitik gilt hier offensichtlich als Ressort. Es handelt sich aber nicht nur um einen Zuständigkeitsbereich, sondern auch um eine Positionierung zum Gegenstand der Biomedizin. Mit einem solchen Verständnis können »konservative Biopolitiker«[53] Seite an Seite mit »katholische[*n*] Bischöfe[*n*]« gegen biomedizinische Forschung Stellung beziehen, und es wird ersichtlich, warum ein »spektakuläres Stammzellexperiment [...] hiesigen Forschern Munition für den Kampf gegen die strenge Biopolitik in Deutschland«[54] bietet.

---

51 Art. »Schwarz, gelb, frei?«, in: *Die Zeit* 41/2009.

52 Art. »Fortschrittsglaube gegen Moral«, in: *Der Spiegel* 34/2005.

53 Art. »Rohstoff der Menschenwürde«, in: *Der Spiegel* 7/2008.

54 Art. »Weckruf aus Fernost«, in: *Der Spiegel* 21/2005.

Anhand solcher Beispiele deutet sich ein Verständnis von Biopolitik an, das sich mit Folgen der Biotechnologien als Sammelbegriff für unterschiedliche Dimensionen auseinandersetzt. Zu diesen zählen nicht nur die im direkten Dunstkreis des Parlamentes getroffenen Entscheidungen. So sitzt in Dresden »erstmals ein Gremium aus Laien über die Biopolitik zu Gericht«[55]. Eine solche Einordnung verortet die Biopolitik auf einer bürgernahen partizipatorischen Ebene; als Thema eines von ausgewiesenen Nicht-Experten[56] diskutieren Gegenstands. Von einem solchen unterschieden ist die »Selbstfindung für Diven«[57], die der Deutsche Ethikrat betreibe, indem es dort mehr um Selbstdarstellung als um Sachfragen gehe. In einem doppelten Sinn wird hier Privatismus und Exklusivität aneinander gebunden, was schlussendlich dazu führe, dass der »neue Deutsche Ethikrat [...] seinen Aufgaben nicht gerecht« werde. Statt für »Durchblick in der Biopolitik« zu sorgen, diene er als »Beschäftigungstherapie«. Im Versäumnis, klärend zu intervenieren, steckt zumindest ein Hinweis auf die Komplexität dieses Feldes der Biopolitik, die niemals privat (im therapeutischen Diskurs beheimatet – wie die Begriffe »Selbstfindung« und »Beschäftigungstherapie« belegen) zu verstehen sei. Notwendige Voraussetzung für Biopolitik bildet vielmehr deren Öffentlichkeit.

Als Ressort unter Bedingungen der Öffentlichkeit ist sie natürlich auch Gegenstand der Überzeugungen von Bürgerinnen und Bürgern. In dem Beitrag »Unverbindlich verboten«[58] heißt es in diesem Sinne: zwar sei in Bezug auf das Klonen die Rechtslage in Deutschland eindeutig, denn das Embryonenschutzgesetz verbiete dies in jeder Form.

> »Doch weder das Verfassungsrecht noch die politische Großwetterlage noch die Meinung der Wahlbürger machen die Vorstellung plausibel, die derzeit gültigen Normen seien das letzte Wort. Die meisten Deutschen sind, Umfragen zufolge, biopolitisch indifferent.«[59]

Der Unterschied zwischen Bio- und Finanzpolitik tritt hier offensichtlich zu Tage, besteht dieser doch in nicht weniger als im Bezug der Biopolitik auf das Le-

---

55 Art. »Das Volk hat gesprochen«, in: *Die Zeit* 49/2001.

56 Auf die Zuschreibung eines Experten- bzw. Laienstatus komme ich noch ausführlich zurück.

57 Art. »Selbstfindung für Diven«, in: *Der Spiegel* 46/2009. Die folgenden Zitate: ebd.

58 Art. »Unverbindlich verboten. Die Suche der UN nach einem Klonkonsens ist gescheitert«, in: *Die Zeit* 9/2005.

59 Ebd.

ben. Dadurch seien die Bürgerinnen und Bürger involvierter als das bei anderen Politikfeldern der Fall sein mag.[60] Interessanterweise führt die Partizipation von Bürgerinnen und Bürgern hier zu etwas, das kennzeichnend für das Reden über (die Folgen von) Biomedizin ist: Die Nähe des Gegenstandes (Leben) unterstellt vordergründig eine mögliche Entschiedenheit, die aber bei genauerer Betrachtung nahezu nirgends herstellbar ist. An dieser Stelle kann »biopolitisch indifferent« nicht mehr meinen als: in Fragen der Biomedizin unentschieden. Die Summe der (durch Umfragen ermittelten) Meinungen mündet hier in ein Verständnis von Biomedizin als Biopolitik. Zur Interessenskollision kann es dann kommen, wenn nicht ausschließlich einzelne Individuen eine Haltung zur (Nutzung von) Biomedizin vertreten, sondern wenn die Biopolitik (als Politik des Regierens) diesen individuellen Haltungen gegenübersteht.

»Das gilt übrigens auch für die Bevölkerung der Vereinigten Staaten; die Biopolitik der Regierung Bush kann sich nicht auf eine Mehrheit, ja nicht einmal auf eine große Bevölkerungsgruppe stützen. Die Indifferenz herrscht sogar weltweit vor – insofern passt die Resolution zur Lage.«[61]

Die Unsicherheit im Hinblick auf ein Urteil bezieht sich aber wohl kaum konkret auf die biomedizinische Forschung: Die wenigsten werden dazu in der Lage sein. Stattdessen geht es hier um die gesellschaftlichen Konsequenzen einer (individuellen) Anwendung eines medizinischen Angebots. Indem die Haltung gegenüber der Biomedizin als Biopolitik verstanden wird, zeigt sich, dass über das medizinische Wissen hinausgehende Fragen verhandelt werden, für die eine herzustellende Einigung unterstellt wird. Dass Einigung hier etwas anderes meint als Konsens, ergibt sich aus der Logik des politischen Handelns, das auf Einigung, nicht aber auf Wahrheit oder Konsens ausgerichtet ist.

Einer solchen medialen Verwendung des Begriffs ›Biopolitik‹[62] – hinter den der Begriff ›Biomacht‹ quantitativ weit zurückfällt[63] – haftet eine direkte Ziel-

60 Jürgen Habermas diagnostiziert in diesem Sinne ein »Interesse der Staatsbürger«, weil hier Fragen erörtert werden, deren »moralisches Gewicht weit über die Substanz der üblichen politischen Streitgegenstände« hinausgehe. Ders., Die Zukunft der menschlichen Natur, 2001:35.

61 Ebd.

62 Eine solche Verwendung beschränkt sich nicht nur auf die Medien, sondern spiegelt sich etwa auch in Publikationen wie der von Manfred Spieker: Biopolitik. Probleme des Lebens, 2009.

richtung an: von oben nach unten. Eine solche Souveränität wird in diesem Bild flankiert durch eine ihr zugeschriebene inhärente Willkür und Schicksalhaftigkeit. In diesem Sinn erscheint »Biopolitik als Glücksspiel«[64]. Sie gilt als etwas, das nach undurchsichtigen Regeln an einem öffentlichen Ort ausgewürfelt wird. Inwiefern hier mehr Angebot und Nachfrage als gute Gründe regulierend wirksam werden, das verdeutlicht die topologische Metapher »Basar der Biopolitik«[65]. Eine solche undurchsichtige Regelung führe dazu, dass die »Embryonenforschung [...] in Europa sehr uneinheitlich geregelt«[66] sei, dass einige »Staaten [...] noch nicht über Gesetze [*sic*!]«[67] verfügen.

Zweifelsohne verweist Biopolitik, indem sie einen spezifischen Bereich der Politik kennzeichnet, auf eine nationalstaatlich geprägte Gangart. Diese deutet sich an, wenn die *Zeit* titelt: »Die Briten sind im Umgang mit Genforschung und

---

63 Für den *Spiegel* konnte ich den Begriff an keiner Stelle nachweisen. In der *Zeit* findet er sich in einer Auseinandersetzung mit André Glucksmanns Buch »Der Stachel der Liebe«, in dem er sich mit Ethik im Zeitalter von Aids beschäftig. In der Rezension heißt es: »Die allgegenwärtige ›Biomacht‹ der Medizinindustrie habe den Mythos von der totalen Immunität, der restlos desinfizierten Gesellschaft und einer herstellbaren vollkommenen Gesundheit verbreitet« (Art. »Sieg der Fäulnis«, in: *Die Zeit* 14/1995). Indem diese Biomacht von einem Versucher (Medizinindustrie) ausgeübt wird, liegt einer solchen Verwendung ein souveräner Machtbegriff zugrunde. In einem Interview, das die *Zeit* mit Bruno Latour im Jahr 2000 führte, nimmt dieser explizit Bezug auf Foucaults Prägung des Begriffs. Hier heißt es: »Wenn ein Genetiker vom Gen spricht, will ich wissen, wie seine Tatsachen zustande kamen. Wer die Umstände des Forschens nicht hinzufügt, nimmt durch die Behauptung von Eindeutigkeit und Einheitlichkeit eine reine Position der Macht ein. Nimmt man dem Genetiker sein Labor weg, bleibt von den Genen nichts übrig. Nimmt man den Ökonomen ihre Rechenmaschinen weg, ergeht es ihnen nicht anders. Die Frage nach der Realität des Erforschten finde ich nicht so wichtig wie die andere, ob es demokratisch sozialisiert wird. Mich interessiert, wie sich in der Forschung soziale, ethische, ästhetische, politische, instrumentelle Aspekte durchdringen. Das ergibt eine offene Landkarte vielfältiger Handlungen und Verwicklungen. Das Thema der Biomacht, das Foucault aufgeworfen hat, ist Teil einer verästelten politischen Kultur« (Art. »Die Kühe haben das Wort«, in: *Die Zeit* 49/2000).

64 Art. »Biopolitik als Glücksspiel«, in: *Die Zeit* 34/2001.

65 Art. »Im Basar der Biopolitik«, in: *Die Zeit* 5/2002.

66 Ebd.

67 Ebd.

Reproduktionsmedizin das liberalste Volk Europas. Ihr Antrieb ist pragmatische Neugier.«[68] Der folgende Text führt hierzu näher aus:

»Mittlerweile 17 Jahre alt ist das Gesetz, auf dessen Grundlage die HFEA[69] ihre Entscheidungen trifft. Die meisten biomedizinischen Techniken existierten noch nicht, als es damals vom Parlament beschlossen wurde. Kritiker verlangen deshalb schon lange, die Politik müsse die Regeln der Biopolitik aktualisieren.«[70]

Unter das Label ›Biopolitik‹ fällt hier der legislative Regelungsbedarf all jener Problemlagen, die durch die Biomedizin entstanden sind. Wenngleich diesem Verständnis nach legislativ verankerte Biopolitik nationalstaatlich geprägt ist, besitzt sie hieraus resultierend eine internationale Dimension, so dass die Wiedervorlage des weltweiten Klonverbots 2002 – als offensichtliches Sujet der Biopolitik – an den USA scheiterte. Daraus folgt:

»Jetzt kann man die US-Regierung auch in Sachen internationaler Biopolitik der Quertreiberei bezichtigen. Das Ergebnis aber ist offenkundig. Der Entwurf eines weltweiten Klonverbots geht zähen Verhandlungen entgegen. Im UN-Rechtsausschuss, der das Verbot auf den Weg bringen sollte, herrscht Verärgerung, vor allem bei Deutschen und Franzosen.«[71]

Eine semantische Verschiebung zeichnet sich mit der Suche nach einem »dritte[*n*] Weg in der Biopolitik«[72] ab. Auf diesem wird nach Ansicht der *Zeit* der »Deutsche Bundestag [...] über letzte Dinge sprechen: Leben, Sterben, Menschenwürde. Kann er das?«[73] Die hier artikulierten Kompetenzprobleme durch das Ineinanderverschränktsein von Regulierung (nationales und internationales Recht) und Normativität (moralisch universalistische Deutungen des menschlichen Lebens) erweisen sich dann als besonders illustrativ, wenn nach den Gründen für die entstandene Unstimmigkeit gefragt wird. »Wer Ende Januar Johannes

68 Art. »Der große Unterschied«, in: *Die Zeit* 23/2008.

69 HFEA steht für Human Fertilisation and Embryology Authority. Unter diesem Titel arbeiten die Institution nach eigenen Angaben als »independent regulator overseeing the use of gametes and embryos in fertility treatment and research.«; http://www.hfea.gov.uk/ [27.11.2009].

70 Art. »Der große Unterschied«, in: *Die Zeit* 23/2008.

71 Art. »Wiedervorlage«, in: *Die Zeit* 47/2002.

72 Art. »Gesucht: Der dritte Weg in der Biopolitik«, in: *Die Zeit* 9/2001.

73 Ebd.

Raus Rede zum Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus gehört hat, mag sich die Gründe ausmalen, die den Kanzler biopolitisch die Nähe des Präsidenten meiden lassen.« Rau erinnerte deutlich und mit unverkennbarem Gegenwartsbezug an die Schuldgeschichte deutscher Forscher und Ärzte in der NS-Zeit, an »Wissenschaftler ohne jede Selbstbeschränkung«, für die »der Zivilisationsbruch das Tor zu neuen Möglichkeiten«[74] war. Dass Schröder Rau biopolitisch mied, drückt mehr als eine unterschiedliche Haltung in Fragen der Folgen von Biomedizin aus. Vielmehr markiert die Verquickung zweier Diskursebenen – Gedenken an die Verbrechen des Nationalsozialismus und biomedizinische Forschung – die belastete und unvereinbare Dimension im Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart.[75]

Allgemein gesprochen ist der in den von mir untersuchten Medien enthaltene Biopolitik-Begriff durch Ehrfurcht und Mahnung gekennzeichnet. Der Biopolitik nachzugehen (womit sie eben zu einem Ressort wird) haftet der Verdacht an, Lobbyarbeit für die Bioindustrie zu betreiben. Petra Gehring geht in diesem Sinn davon aus, dass Biopolitik nicht lediglich als Bezeichnung eines Politikfeldes fungiert, sondern, dass hier ein kritischer Beiklang mitschwingt, einer sich des Lebens bemächtigenden Politik.[76]

Eine ähnliche Funktion lässt sich in wissenschaftlichen Auseinandersetzungen in Bezug auf den Begriff der *Life Politics* beobachten. Anthony Giddens, der den Begriff prägte, geht davon aus, dass in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Menschheit in ein neues Stadium eingetreten sei. Die sich für ihn daraus ergebene Weiterentwicklung und Radikalisierung der Moderne macht den Begriff der Reflexivität zentral. In der Spätmoderne, so Giddens, trete an die Stelle vorgegebener Lebensentwürfe eine Kultur des Aushandelns, womit Lebensstile frei gestaltbar werden. Gleichzeitig taucht auch eine neue Form der Politik auf: Die Lebenspolitik. Unter dieser versteht er »Formen radikalen Engagements, die bestrebt sind, die Möglichkeiten eines erfüllenden Lebens für alle zu fördern.«[77] In diesem Sinn hört die Natur auf, unser Schicksal zu sein. Fortan sind wir mit Entscheidungszwängen etc. konfrontiert. Diese charakterisieren die Politik des Lebens.

---

74 Ebd.

75 Hierzu: Diekämper, Julia; Robel, Yvonne: The hidden history. kultuRRevolution Nr. 55/56 2009.

76 Gehring, Petra: Was ist Biomacht?, 2006:8.

77 Giddens, Anthony: Konsequenzen der Moderne, 1995:193.

Inwiefern der Begriff der *Life Politics* oftmals sogar synonym mit dem der Biopolitik verwendet wird, das belegen etwa die Ausführungen Alexander Bogners, wenn er schreibt, seine Kritik ziele auf die »falsche Gewissheit, dass eine solche Entstaatlichung und Individualisierung der Biopolitik (›Life-Politics‹) gleichbedeutend sei mit einer reflexiven Praxis.«[78] Wenn er weiterhin in der individuellen Ausrichtung an einem Risikodiskurs einen Wandel der Biomacht von einer disziplinierenden hin zu einer »Selbstsorge« konstatiert, dann liegt dieser Einschätzung dennoch eine andere Annahme von Biopolitik zugrunde als der Foucaults. Im Gegensatz zu Foucault, so Bogner weiter, betrachte Giddens den Körper vielmehr als »einen Ort, an dem moralische Grundfragen aufbrechen.«[79] Seines Erachtens sei die biomedizinische Wende durch eine zunehmende, alle Lebensbereiche durchdringende Individualisierung gekennzeichnet. Gleichzeitig mit einer Aufwertung der Laien ereigne sich ein Autoritätsverlust der Experten. Die Rolle des Staates als biopolitischer Akteur sei dahingehend zu vernachlässigen. »In diesem Sinne könnte man von einem Übergang von einem Zeitalter staatlicher oder expertokratischer Biopolitik in die Ära der Life-Politics sprechen, in der v.a. die liberalen Leitwerte von Autonomie und Entscheidungsfreiheit maßgeblich«[80] seien.

Der Begriff der *Life Politics* findet jedoch innerhalb der medialen Auseinandersetzung keine Verwendung. Was jedoch Eingang erhält, und das ist in der Abgrenzung Biomacht und Biopolitik bemerkenswert, ist der Begriff der Lebenswissenschaften (oder: *Life Science*). So mahnt etwa der *Spiegel* in Bezug auf den Nationalen Ethikrat an: »Gewiss, er [*der Nationale Ethikrat*, J.D.] wurde als Forum für die ethischen Fragen der Lebenswissenschaften gegründet, und wenn die Lebenswissenschaften naturalistisch hinreichend verkürzt werden, kommen nur Stammzellen und Embryonen in ihren Blick!«[81] Ohne Frage wird hier Lebenswissenschaft synonym mit dem forschungsbezogenen Teil der

---

78 Bogner, Alexander: Kritik der Life-Politcs – Zum Grenzziehungsdiskurs der Humangenetik, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 3/2004, hier: 49. An späterer Stelle führt er aus, hierbei handle es sich um zwei »Großtheorien«, die auf unterschiedliche Weise (er bindet nun die Konzepte jeweils an Foucault und an Giddens zurück) das Spannungsverhältnis von Wissenszuwachs und institutionellem Wandel in den Blick nähmen.

79 Ebd.

80 Bogner, Alexander: Kritik der Life-Politcs – Zum Grenzziehungsdiskurs der Humangenetik, in: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, 3/2004, hier: 64.

81 Art. »An der Grenze des Rechts«, in: *Der Spiegel* 3/2005.

benswissenschaft synonym mit dem forschungsbezogenen Teil der Biomedizin verwandt.[82]

(4.2) Das Foucault'sche Pendel: Biopolitik – Biomacht

Gerade weil die Medienbeispiele den Begriff der Biopolitik primär im Sinne eines Ressorts verwenden, werde ich im Folgenden skizzieren, warum eine vom Material ausgehende Kategorie der Biopolitik mit Foucaults Konzept unterfüttert werden muss, um die in den Diskurs eingeschriebenen Machteffekte zu verstehen. Dafür ist es notwendig, in aller Kürze zusammenzufassen, wie Foucault mit den Begrifflichkeiten operiert und in welchem Kontext sie entstanden sind.[83] Denn nur so wird deutlich, warum mir der wirklichkeitsorganisierende Begriff der Biomacht als Analyseinstrument zur Untersuchung von Machtprozessen dient und warum er als »beschreibende Kategorie«[84] fungiert. Eine Konkretion ist zudem auch deshalb notwendig, weil das, was Foucault mit seinem Konzept im Sinn hatte, weitgehend an einen integralen Körper gebunden war, wohingegen die aktuelle Reproduktionsmedizin eine Zerlegung und Rekombination des Körpers im Auge hat, als deren Folge ein »Interventionsniveau unterhalb der klassischen biopolitischen Pole Individuum und Bevölkerung«[85] entsteht.

Foucault verwendet den heuristischen Begriff ›Biomacht‹ (*biopouvoir*) als Abgrenzung gegenüber einer die Moderne kennzeichnenden souveränen Macht.

---

82 Einen ähnlichen Verwendungszusammenhang wählt Hubert Markel, wenn er schreibt: »Auch auf der anderen Seite der zweigeteilten Bildungswelt ist die Landschaft nicht weniger vielgestaltig: Lebenswissenschaften, Physik, Chemie, Astronomie und Geo- oder Ingenieurwissenschaften sind zwar alle durch gemeinsame Naturerkenntniswurzeln verbunden und – aus Gründen, die immer noch eher mit Staunen als mit Einsicht zur Kenntnis zu nehmen sind – allesamt durch die reine Geisteswelt der Mathematik eingehüllt.« Art. »Schnee von gestern«, in: *Der Spiegel* 32/2002.

83 Zur Rezeptionsgeschichte der Biomacht: Lemke, Thomas: Biopolitik, 2007. Lemke zeichnet die unterschiedlichen (politischen) Kontexte nach, für die der Begriff ›Biopolitik‹ Bedeutung erzielte. Siehe auch: Muhle, Maria: Genealogie der Biomacht, 2008. Ausgehend von Foucaults Begriff des Lebens leuchtet Muhle hierbei die unterschiedlichen Spielarten zwischen ›Leben‹ und Normen aus. Dabei bindet sie Foucaults Ausführungen konsequent an die Überlegungen Canguilhems zurück und konfrontiert die so gewonnenen Ergebnisse mit der Neuauslegung des Terminus bei Agamben.

84 Gehring, Petra: Was ist Biomacht?, 2006:11.

85 Lemke, Thomas: Biopolitik, 2007:144.

Beide Machtformen beziehen sich auf die zentralen menschlichen Größen ›Leben‹ und ›Tod‹. Diese neue Macht, die ab dem 18. Jahrhundert entsteht, konzentriert sich auf das Leben[86], bzw. auf dessen Steigerung; auf die konkrete Möglichkeit also, auf das Leben Einfluss auszuüben. Die (Be-)Förderung von ›Leben‹ setzt dabei Kenntnisse über den menschlichen Körper ebenso voraus, wie ihn begünstigende oder verhindernde gesellschaftliche Voraussetzungen.

Mit diesen Kenntnissen lassen sich das Leben betreffende Prozesse regulieren. Das funktioniert nur, wenn die biologischen Grundlagen des Menschen, d.h. des Menschen als Lebewesen, für geschichtliche, politische Prozesse zugänglich werden, dass also seine körperlichen Funktionen zu den bevorzugten Zielscheiben der Macht werden. Im Gegensatz zur disziplinären Macht, die den individuellen Körper betrifft, steht im Mittelpunkt der Biomacht ein multipler Körper. Diese Machtform tritt im Zusammenhang mit der Entstehung des Bevölkerungskonzepts als sowohl politisches, wissenschaftliches und ökonomisches zu gestaltendes Objekt in Erscheinung.[87] Die Entdeckung der Gesellschaft steht für das moderne Verständnis, dass ein Staat ohne Erkenntnisse über die Bevölkerung nicht regierbar sei. Dabei wird dieser multiple Körper als Masse seiner Individuen im Fortbestehen der Zeit betrachtet.

Die sich durch etablierende Wissenschaften mögliche Verschränkung der Machtsphären von Bevölkerung und Individuum thematisiert Foucault anhand der Kontrolle der Sexualität. Besonders in Beziehung auf den Körper wird eine neue Wissenschaft erkennbar. Als ihre Instrumente dienen Geburtenraten, Daten zur Sterblichkeit und zur Lebensdauer. Diese Größen werden mit den ökonomischen und politischen Kämpfen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbunden. Ziel ist es, Macht über das Leben zu gewinnen – bei einer gleichzeitigen Tabuisierung des Todes. Durch die auf dieser Grundlage entstehende neue Verantwortung verschafft sich die Staatsmacht Zugang zum Körper.[88] Krankheit wird als Bevölkerungsphänomen verstanden und zur Aufgabe der öffentlichen Hygiene. Dazu bedarf es einer Zentralisierung der Informationen, die eine Normalisierung des Wissens ermöglicht.[89] Das heißt ferner, dass ein solches Macht-

86 Maria Muhle stellt fest, dass das Leben nicht nur zentraler Gegenstand der Biomacht sei, sondern dass es auch gleichzeitig das funktionale Modell sei (Gegenstand und Funktionsmodell). Muhle, Maria: Eine Genealogie der Biopolitik, 2008:11.

87 Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft, 2001:389.

88 Foucault, Michel: Sexualität und Wahrheit I, 1983:170.

89 Foucault, Michel: In Verteidigung der Gesellschaft, 2001:388.

modell auch deshalb keinen (personalen) Machthaber kennt, weil Macht nicht eigens und als solche ausgeübt wird.

In der wissenschaftlichen Rezeption des Biomacht-Models lassen sich, allgemein gesprochen, zwei unterschiedliche Linien ausmachen.[90] Prominenteste Beispiele innerhalb der Debatte stellen Giorgio Agamben[91] auf der einen, Michael Hardt und Antonio Negri auf der anderen Seite dar. Dabei geht es um die Fragen nach dem Modus des Politischen. Das meint genauer: nach den Funktionsweisen der Biomacht ebenso zu fragen wie nach den Gegenkräften, die sie mobilisiert.

(a) Im Gegensatz zu Foucault besteht Agamben auf einer logischen Verbindung zwischen Souveränitätsmacht und Biopolitik: In seiner Interpretation bildet – also ganz anders als bei Foucault – die Biopolitik den Kern souveräner Machtausübung. Es handelt sich demnach um eine Radikalisierung und Generalisierung, die auf ein impliziertes Festhalten an einem juridischen Machtbegriff und eine Fixierung auf den Staat hin deuten. In *Homo Sacer*[92] entwickelt Agamben die Argumentation, es handle sich bei der Unterscheidung, die die politische Tradition seit der griechischen Antike prägt, nicht um die Leitdifferenz zwischen Freund und Feind, sondern um die Trennung zwischen dem nackten Leben (*zoé*) und der politischen Existenz (*bios*); dem natürlichen Dasein und dem rechtlichen Sein eines Menschen. Bezogen auf die Gegenwart zählen für ihn zu diesem nackten Leben Hirntote ebenso wie Staatenlose und Flüchtlinge, weil sie alle vom Schutz des Gesetzes ausgeschlossen seien. Sie sind entweder auf Hilfe angewiesen, ohne aber einen Anspruch geltend machen zu können, oder sie werden auf »Biomasse« reduziert. Wenngleich ich Agamben in der exklusiven Bedeutung des Rechts insbesondere in Bezug auf die Anerkennung von Subjekten folge, braucht es, um die Dynamik eines solchen Machtkomplexes begreifen zu können, doch ein weniger souverän orientiertes Machtverständnis. Indem Agamben hier einen souverän-repressiven Begriff zur Geltung bringt, bzw. indem er versucht, Biomacht und Souveränität miteinander zu versöhnen, lässt sich eine solche Blickrichtung für meine Untersuchung besonders dann nicht aufrechterhalten, wenn ich von einer in den Ressortbegriff der Biomacht – die

90 Hierzu: Lemke, Thomas: Biopolitik, 2007.

91 Maria Muhle etwa nimmt die Differenz der Neuinterpretation zum Anlass einer Auseinandersetzung und geht der unterschiedlichen Verwendungsweise von Agamben und Foucault nach. Dies.: Eine Geneaologie der Biopolitik, 2008.

92 Agamben, Giogio: Homo sacer, 2002.

mit dem Verständnis von Agamben kombinierbar wäre – viel stärker eingewobenen Machtkomponente des Diskurses ausgehe.

(b) Für Hardt und Negri steht die Biopolitik für eine neue Etappe kapitalistischer Vergesellschaftung, die durch die Auflösung der Grenzen zwischen Ökonomie und Politik, Reproduktion und Produktion gekennzeichnet ist.

»Biomacht ist eine Form, die das soziale Leben von innen heraus Regeln unterwirft, es verfolgt, interpretiert, absorbiert und schließlich neu artikuliert. Die Macht über das Leben der Bevölkerung kann sich in dem Maße etablieren, wie sie ein integraler und vitaler Bestandteil eines jeden individuellen Lebens wird, den die Individuen bereitwillig aufgreifen und mit ihrem Einverständnis versehen weitergeben.«[93]

Hardt und Negri unterscheiden Biomacht terminologisch folgendermaßen vom Begriff der Biopolitik:

»Die Biomacht steht über der Gesellschaft, transzendent, als souveräne Gewalt und zwingt ihr ihre Ordnung auf. Biopolitische Produktion hingegen ist der Gesellschaft immanent und schafft durch kooperative Formen der Arbeit selbst gesellschaftliche Beziehungen und Formen.«[94]

Aus dieser allumfassenden Perspektive lässt sich jedoch für die hier vorgeschlagene Analyse kein »Kapital« schlagen, denn der von Hardt und Negri gebrauchte Begriff der Biopolitik ist zu unspezifisch, um die konkreten Machteffekte im Reproduktionsdiskurs zu entfalten.

Um Foucaults Konzept auf gegenwärtige Zustände anwendbar zu machen, nutzt Bernard Stiegler den Terminus der Psychomacht/Psychopolitik. Stiegler geht davon aus, dass die Konstellationen der Biomacht »nicht länger von Nationalstaaten (und ihren Programminstitutionen) abhängig [*ist*, J.D.], sondern vielmehr von deterritorialisierten ökonomischen Kräften, die neue diskursive und nicht-diskursive Verbindungen oder kurz: neue Dispositive ausbilden.«[95] Insbesondere durch den asymmetrischen Vergleich des deutschen und französischen Reproduktionsdiskurses soll in meiner Untersuchung eine solche Einschätzung

93 Hardt, Michael; Negri, Antonio: Empire, 2002:400.

94 Dies.: Multitude, 2004:113.

95 Stiegler, Bernard: Von der Biopolitik zur Psychomacht, 2009:49.

auf Grundlage von realen, aus dem Material gewonnenen Sagbarkeiten widerlegt werden.

(4.3) Biomacht reloaded

Ich nähere mich dem Biomachtbegriff und damit der Biopolitik auf drei unterschiedlichen Ebenen: Auf einer ersten Ebene bietet sich das Konzept im Kontext von Reproduktionstechnologien an, weil hier Perspektiven auf das Ungeborene gewonnen werden, die dieses anhand von (genetischen) Maßgaben beurteilbar machen. Das hier (im wahrsten Sinne des Wortes durch Techniken wie der Ultraschalldiagnostik) sichtbar werdende Wissen bezieht sich in mehrfacher Hinsicht auf das Leben: Denn entsprechende Befunde locken nicht nur mit Auskünften über die zu erwartende Lebensqualität, sondern anhand dieser Ergebnisse wird oftmals eine Entscheidung über Leben getroffen, und zwar in dem Sinn, dass einem sogenannten positiven Befund nach einer Pränataldiagnostik oftmals ein Schwangerschaftsabbruch folgt. Im Kontext der Reproduktionsmedizin geht es nicht nur um die Entscheidung, »was leben soll und was sterben muss«[96], sondern auch darum, Leben zu machen und leben zu lassen. In diesem Sinne ist Macht im allerelementarsten Sinne in Biomacht anwesend als Verfügbarkeit von Verfahren, die diese Entscheidung anhand von auf Bevölkerung hin erhobene Daten möglich machen, unabhängig davon, wer die Entscheidung trifft, oder ob diese Entscheidung gewissermaßen im Rücken der Akteure getroffen wird. Auf einer weiteren Ebene lassen sich mit dem Begriff der »genetischen Gouvernementalität«[97] die Schnittstellen zwischen Fremd- und Selbstführung als nicht aufeinander reduzierbar verstehen. Sie treten auch nicht als Gegensatzpaar in Erscheinung, sondern werden als Elemente eines Kontinuums verstanden. Der Begriff der Biomacht verweist damit auf unterschiedliche Handlungsformen und Praxisfelder, die in vielfältiger Weise auf Individuen und Kollektive zielen. Eine solche Perspektive nimmt die Frauen, an denen ja die Untersuchungen, die sich auf das Ungeborene beziehen, primär vollzogen werden, besonders in den Blick. Jedoch spielt der Aspekt der subjektiven Erfahrung der Betroffenen nur dahingehend eine Rolle, dass über sie in den Zeitungen und Zeitschriften gesprochen wird. Beide Ebenen zusammen gewähren Einblicke, wie bestimmte Sag- und Denkbarkeiten entstehen, die etwa die Klassifizierung von Leben zum Gegenstand haben. Denn spätestens dann wird drittens ersichtlich, dass es hier nicht

96 Foucault, Michel: Der Wille zum Wissen, 1983:57.

97 Lemke, Thomas: Gouvernementalität und Biopolitik, 2007:130.

nur um eine individuelle Konfliktlage geht; die Entscheidungen werden nicht an individuelle Akteure, z.B. Betroffene, Berater oder Ärzte gebunden, sondern hier werden auch gesellschaftliche Normen ausgehandelt, die die Bevölkerung betreffen. Anhand der strukturell unterschiedlichen Szenarien und insbesondere durch den angesprochenen Vergleich wird deutlich, dass die Probleme der Biomacht »nicht vom Rahmen politischer Rationalität zu trennen sind, innerhalb dessen sie aufgetreten und ihre Zuspitzung erfuhren.«[98]

In Foucaults Modell der Biomacht kommt insbesondere der Sexualität eine zentrale Bedeutung zu, die er unter dem Begriff Sexualitätsdispositiv zusammenfasst. Dieses funktioniert als Schnittstelle zwischen den individuellen Disziplinen des Körpers und biopolitischen (dann entsprechend auf Bevölkerung bezogenen) Techniken. Aus diesem Grund nehme ich die Frage in den Blick, inwiefern eine solche Positionierung Verwendung finden kann, wenn als eine Folge der Etablierung von Reproduktionstechnologien nun Bevölkerung auch jenseits von Sexualität beeinflussbar ist. Denn heute stellt die Steuerung von Sexualität nicht mehr das einzige Werkzeug der Sicherung des Bevölkerungswachstums, der Produktion der Arbeitskraft und der Tradition gesellschaftlicher Beziehungen dar. Stattdessen sind Auswirkungen medizinischer Maßnahmen »allgegenwärtig: in der Familie, in der Schule, in der Fabrik, in den Gerichten, ob es sich um die Sexualität, die Erziehung, die Arbeit, das Verbrechen handelt.«[99] Aus diesem Grund ist die »Medizin [...] zu einer allgemeinen gesellschaftlichen Funktion geworden, die das Recht durchdringt und in Gang hält.«[100]

Ohne Frage kommt der Sexualität eine entscheidende Position innerhalb des Diskurses um die Fortpflanzung zu. Jedoch – und hier entfaltet sich die besondere Wirkkraft der gegenwärtigen Biomacht – ist heute Fortpflanzung auch ohne Sexualität denkbar.[101] Was heißt das genau, wenn Sexualität gar nicht mehr notwenig ist, um Bevölkerung zu regulieren? Was, wenn das Verhältnis von Sexualität und Fortpflanzung gekappt ist? Auf zwei unterschiedliche Weisen wird im Kontext der Reproduktionstechnologien der Zugriff auf die Körper kenntlich: Wenn Sexualität nicht mehr nötig ist, um Bevölkerung zu regulieren, dann erweitert sich zumindest potentiell der Kreis derjenigen, die Kinder bekommen können. Dass aber die finanzielle Unterstützung (durch die Krankenkassen) nur

98 Foucault, Michel: Geschichte der Gouvernementalität II. Die Geburt der Biopolitik, 2006:435.

99 Foucault, Michel: Überwachen und Strafen, 1976:84f.

100 Ebd.

101 Darauf werde ich im folgenden Kapitel vertiefend eingehen.

einer bestimmten Personengruppe gewährt wird, ist ein Beleg dafür, wie Anreiz und Beschränkung konkurrieren. Inwiefern hier fortwährend um Deutungshoheiten gerungen wird, belegen zudem Beiträge, die etwa diskutieren, ob es Singles und/oder homosexuellen Personen/Paaren erlaubt sein soll, Kinder zu bekommen. Dabei wird nicht weniger verhandelt, als wem es zukünftig zusteht, (eigene, biologische, genetische) Kinder zu haben. In keinem Fall aber verschwindet mit einem solchen Prozess die Sexualität aus dem Diskurs der Reproduktion. Sie ist vielmehr aufgrund ihrer Unproduktivität Anlass, sich anderer (technischer) Maßnahmen zu bedienen. Das macht die Biomedizin oftmals zur »helping hand« der Natur.[102] Dabei spielt es eine Rolle, warum es auf »natürlichem Wege« nicht klappen will. Die unterschiedlichen Möglichkeiten (Alter, biologische Veranlagung, Lebensumstände, sexuelle Orientierung) erscheinen innerhalb der ausgewählten Medien, das werde ich in den Analysekapiteln vertiefend zeigen, jeweils unterschiedlich legitimierungsbedürftig. Hier wird offensichtlich, inwiefern die entsprechenden Normen Ausdruck der Verbindung von Medizin und Sexualität sind und sich zwischen Disziplinierung und Regulierung bewegen.

Auf der anderen Seite ermöglicht eine Fortpflanzung ohne Sexualität einen sehr frühen Blick auf den Embryo; nämlich bereits in der Petrischale. Weil sich Fortpflanzung in Laboren abspielt (abspielen kann), wachsen potentiell das Wissen und, infolge dessen, die Zugriffsmöglichkeiten auf das, was wir menschliches Leben nennen. Insbesondere der Aspekt der »Verbesserung des Lebens« gewinnt durch genetische Screenings eine neue Dimension. Nicht Krankheit wird hier ausgeschlossen, sondern Gesundheit gesteigert (entsprechende Debatten finden auch unter dem Schlagwort *Enhancement*[103] statt).

(5) WAHRHEITSSPIEL UND METHODE

Heute gilt nahezu alles – jede »Debatte«, jede »Kontroverse« – als *Diskurs*. Ganz offensichtlich handelt es sich um einen aus der Wissenschaft in den Alltag freigesetzten und dort leer gewordenen Terminus, der gleichwohl eine diffuse szientistische Aura ausstrahlt.

---

102 Zum Begriff der Natur/Natürlichkeit siehe das erste Szenario.

103 Siehe hierzu: Schöne-Seifert, Bettina; Tabot, Davinia (Hgg.): Enhancement, 2009. In dem Buch widmen sich drei Beiträge explizit der Verbesserung des Nachwuchses.

Neben einer seit den 1960er Jahren existierenden Verwendung in den Sprachwissenschaften lassen sich in Bezug auf ein methodisches Programm zwei Hauptrichtungen unterscheiden, die jeweils mit einem Namen verbunden sind: Mit dem von Jürgen Habermas und dem von Michel Foucault. Nach Habermas meint Diskurs »die durch Argumentation gekennzeichnete Form der Kommunikation [...], in der problematisch gewordene Geltungsansprüche zum Thema gemacht und auf ihre Berechtigung hin untersucht werden.«[104] Ein solcher Diskursbegriff – eine solche auf Rationalität beruhende Vorstellung – ist jedoch zu eng gefasst, weil er erstens die sprachlichen Praktiken auf Argumente und Gründe, also auf wahrheits- oder richtigkeitsbezogene Äußerungen reduziert und so zweitens die darüber hinausgehenden Diskursstrategien allenfalls als Verstellung oder Störung eines idealiter herrschaftsfreien, wahrheitsgenerierenden Diskurses versteht. Geht es aber darum, alle Züge im »Wahrheitsspiel« zur Verfügung zu haben, bedarf es eines umfassenderen Diskursbegriffs[105], einen wie ihn Michel Foucault entworfen hat. Seine Diskurse bilden die Voraussetzungen des Wissens, indem sie alle Bedingungen eines Denkens in der Sprache beinhalten. Und nicht zuletzt ist Foucaults Diskursbegriff mit einem nicht von vornherein auf Konsens getrimmten Begriff von Politik vereinbar, wie er auch in den Medien im Hinblick auf Biopolitik vertreten wird.

In diesem Sinne ist der Diskurs niemals eine bloße Folge von Äußerungen, sondern er folgt bestimmten Regeln, die es als diskursive Formationen zu finden gilt. So verstehe ich unter Diskurs die sprachliche Seite einer Praxis, die sich nach impliziten Regeln realisiert und der zu einer bestimmten Zeit eine bestimmte Konstellation der Wissensproduktion zugrunde liegt. Ich nenne das Ensemble von seriösen Sprechakten einen Diskurs, wobei sich die Zuschreibung »seriös« nicht auf den jeweiligen Inhalt der Beiträge, sondern darauf bezieht, dass sie – im Rahmen von Medien – gesagt bzw. geschrieben werden konnten. Durch eine »archäologische« Beschreibung gilt es zu zeigen, dass ein bestimmter Diskurs zu einer bestimmten Zeit eine gewisse formale Struktur aufnimmt und sie anwendet.[106] Bezogen auf meinen Untersuchungsgegenstand bedeutet dies: Ich untersuche, was zu einer bestimmten Zeit (1995 bis 2010) an einem bestimmten Ort (Printmedien) anlässlich von bestimmten Ereignissen (im weiteren Sinne: Reproduktionstechnologien) sagbar war.

---

104 Habermas, Jürgen: Wahrheitstheorien, 1994:214.

105 Foucault selber spricht nicht von Diskursanalyse, sondern von Aussagenanalyse, denn der Diskurs ist seines Erachtens nicht ein zu isolierender Gegenstand.

106 Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, 1981:109.

Idealtypisch werden im diskursanalytischen Verfahren die Dinge von außen betrachtet, d.h. auf Vorannahmen wird weitestgehend verzichtet. Zudem sind Diskurse eigentlich gekennzeichnet durch ihre historische Abgeschlossenheit[107], die Möglichkeit eines positivistischen Zugriffs auf sie[108] und ihre Neutralität gegenüber solchen den Diskurs selbst überschreitenden Vernunfts- und Wahrheitskriterien. Der immerwährende Kampf um die Deutungshoheit macht die produktive Dynamik von Diskursen kenntlich. Dass diese Deutungsmacht sich »meist verstetigt und institutionalisiert, so dass der Eindruck entstehen kann, sie sei naturwüchsig mit ›Wahrheit‹ verknüpft, ändert daran nichts.«[109]

Entscheidend sind die Bedingungen, unter denen eine Aussage als »wahr« gilt, weil sich so Rückschlüsse auf das jeweilige Denksystem ziehen lassen. Dabei besitzt jedes Denksystem die Macht des Wahrsprechens (*Veridikation*) mit seinen aktuellen Regeln, nach denen Aussagen gemacht werden. Unter Wahrheit ist demzufolge »eine Gesamtheit von geregelten Verfahren für die Produktion, das Gesetz, die Verteilung, das Zirkulierenlassen und das Funktionieren von Aussagen zu verstehen«[110].

Auf unterschiedlichen Ebenen gilt es diese an ihnen sichtbar werdenden Beziehungen auszuloten: Zum einen bringen die Biowissenschaften Gegenstände in die Welt, die in Folge beschrieben werden (wie die Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Lebensstoffen); zum anderen entstehen (dadurch) Begriffe (wie ›Kinderwunsch‹), die in Bezug auf die Reproduktionstechnologien sowohl eine soziale als auch eine medizinische Ebene besitzen. Darüber hinaus sind für ein diskursanalytisches Verfahren die Äußerungsmodalitäten von Interesse, die Modi also, in denen gesprochen werde. Auf einer weiteren Ebene schließlich werden Strategien kenntlich, die sich ebenso befruchten wie begrenzen können.

Es wäre aber zu kurz gegriffen, die sich artikulierenden Strategien allein auf die intentionalen Interessen der beteiligten Akteure zu reduzieren. Eine Strategie soll hier vielmehr als all das gelten, was »über Gegenstände, Rahmenbedingungen des Sichäußerns und Begriffe hinausgreifend die Themenwahl, die Gesamtpositionierung und Stoßrichtung eines Diskurses ausmacht: Ausgestaltung, Wiederbelebung oder Einbettung, strategische Wahl oder Ausgrenzung von The-

107 Darauf werde ich im Kapitel 6 zurückkommen.

108 Dies bringt Foucault mit dem Satz: »Es gibt keinen Text unterhalb« zum Ausdruck. Ders.: Archäologie des Wissens, 1981:174.

109 Sarasin, Philipp: Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse, 2003:255.

110 Foucault, Michel: Dites et Ecrits Bd. III, 2003:212.

men«[111]. Somit ist eine Strategie »nicht als einseitiges Aufzwingen von Macht zu verstehen, sondern eben als eine Machtoperation, die zugleich produktiv, diffus und vielgestaltig ist.«[112] Durch diskursive Strategien wird Macht ausgeübt, durch die kulturelles Wissen kreiert wird.

Zu einer solchen Untersuchung liefern Aussagen das Rohmaterial, weil sie die Möglichkeit einer systematischen Darstellung diskursiver Strategien bieten. Die Materialität von Redeweisen generiert spezielle kulturelle Sagbarkeiten, sie produziert aber gleichzeitig auch Nichtsagbarkeiten. Aus dem so entstehenden (mehr chronologischen als logischen) »Dazwischen« leiten sich zusätzlich Effekte des Diskurses ab. Das bedeutet, dass der Diskurs Leerstellen erzeugt. Vor deren Hintergrund gilt es zu bedenken, wann bestimmte Aussagen nicht (mehr) getroffen werden, etwa in dem Sinn, dass für eine gewisse Zeit bestimmte Verfahren zum Gegenstand des Diskurses werden und spezifische Aussagen produzieren oder dass immer nur indirekt über bestimmte Sachverhalte gesprochen wird. Das ist deshalb zentral, da »das ›Nicht-Gesagte‹ [*und*] das ›Unterdrückte‹ nicht dasselbe sind – weder in seiner Struktur noch in seiner Auswirkung.«[113] In einem ersten Schritt können diese Leerstellen als solche ausgewiesen werden. In einer Gegenüberstellung der unterschiedlichen diskursiven Stränge können in einem zweiten Schritt Überlegungen zu deren Funktion angestellt werden.

In Bezug auf Diskontinuitäten geht es dabei um die Bildungsregeln von Aussagen und deren Modifikationen, die zu einem Wissen oder einer Wissenschaft gehören. Dabei darf aber die Verwendung des Begriffs Diskontinuität nicht mit inhaltlichen Korrekturen, Brüchen oder Paradigmenwechseln gleichgesetzt werden.[114] Der Ausgangspunkt für die Diagnose von Diskontinuitäten liegt vielmehr in den Diskursen selbst, die als Rede an einem bestimmten historischen Ort vorläufigen Wahrheitsregeln folgen. Denn die sie bildenden Aussagen durchlaufen fortwährende Modifikationen, die jedoch nicht ausschließlich einen stetigen Verlaufscharakter annehmen oder einer kontinuierlichen Entwicklung entsprechen müssen. Wenn Diskurse zwischen Dingen, Situationen, Prozessen und Worten vermitteln, dann besteht in der Diskontinuität die Möglichkeit, dass sich die Aussagen über nicht exakt rekonstruierbare Objekte in der Geschichte sprunghaft ändern können. Derartige Bedeutungsänderungen im Wissen oder in den

111 Gehring, Petra: Was ist Biomacht?, 2006:48.

112 Butler, Judith: Noch einmal: Körper und Macht, in: Honneth, Axel; Saar, Martin (Hg.): Michel Foucault. Zwischenbilanz einer Rezeption, 2003:53.

113 Foucault, Michel: Archäologie des Wissens, 1981:160.

114 Foucault, Michel: Dits et Ecrits Bd. III, 2003:951.

Wissenschaften beziehen sich demnach auf sprachgenerierte Objekte und nicht auf die eigentlichen Symptomträger in einer historischen Formation. In diesem Sinne lässt sich innerhalb meines Untersuchungsgegenstands etwa eine Verschiebung dessen ausmachen, welche Reproduktionstechnologien als ›erlaubt‹ und als ›verboten‹ gelten. Unter Beteiligung sozialer Prozesse entstehen so immerzu neue Formationen, deren Analyse nicht darauf aus ist, Kontinuitäten herzustellen.

Diskontinuitäten stellen einen Typen von Ereignissen dar, zu denen weiterhin Brüche und jene Ereignistypen zählen, die längere Zeitverläufe aufweisen. Während erstere durch ihr plötzliches Eintreten definiert sind, weisen alle anderen Ereignisse eine unterschiedlich lange Dauer auf.[115] Mit einem Ereignis zu operieren setzt keine Logik des Sinns und keine Struktur im Verlauf voraus.[116] »Ein Ereignis ist kein Zeitausschnitt, sondern im Grunde der Schnittpunkt zwischen zwei Beständigkeiten, zwei Geschwindigkeiten, zwei Entwicklungen, zwei geschichtlichen Linien.«[117] Diese ergeben sich durch das Material selbst. Die dem Ereignis angemessene Analysemethode besteht ausgehend vom Quellenkorpus (in meinem Fall: Beiträge der Printmedien) idealtypisch in der reinen ergebnisoffenen Beschreibung. Entscheidend ist, dass sich mittels der Beschreibung Ebenen und Schichten von Ereignissen entwickeln lassen. Die so zu Tage tretenden Relationen fördern Schichten jener Ereignisse ans Licht, die nur indirekt erschließbar sein können, deren Analyse aber die Vorbedingung für das Aufdecken der Diskontinuitäten in der Geschichte darstellt.

Als Arbeitsbegriff nutze ich den Terminus *Reproduktionsdiskurs* und meine damit all jene Beziehungen, die durch entsprechende Aussagen gestiftet werden. Dass hier Verbindungen zu nicht-diskursiven Praktiken einen elementaren Bestandteil darstellen, verliere ich derweil nicht aus dem Blick. Insbesondere durch den Begriff des Dispositivs, den ich im siebten Kapitel (»Ausblick auf die Verrechtlichung von Reproduktion«) herleite, findet eine solche Einbeziehung expliziten Ausdruck. Ich bleibe, auch wenn dem Dispositiv innerhalb meiner Ar-

115 So beschränkt sich etwa die Einführung eines bestimmten medizinischen Verfahrens auf eine bestimmte zeitliche Dauer.

116 In diesem Sinne heißt es bei Foucault: »Weder die Logik des Sinns noch die der Struktur gelten für diese Art von Forschung. Wir brauchen weder die Theorie und Logik des Sinns noch die Logik und Methode der Struktur. Wir brauchen etwas anderes.« Ders. Dits et Ecrits Bd. III, Nr.221, 2003:598.

117 Foucault, Michel: Dits et Ecrits Bd. III, 2003:730.

beit eine entscheidende Position zukommt, nichtsdestotrotz bei der Diskursanalyse und erweitere diese nicht wie etwa Margret und Siegfried Jäger[118] oder Andrea D. Bührmann und Werner Schneider[119] zur Dispositivanalyse. Eine solche Entscheidung hängt in erster Linie mit der gewählten Blickrichtung zusammen. Obgleich ich Gesetze, parlamentarische Debatten oder andere als die von mir ausgewählten medialen Beiträge in meine Überlegungen mit einbeziehe, stellen die diskursiven Praktiken das Zentrum meiner Untersuchung dar.

Wenn ich also primär die Summe aller Aussagen untersuche, die sich in den ausgewählten Medien im benannten Zeitraum auf den Gegenstand Reproduktionstechnologien beziehen, dann heißt das nicht, dass nicht an anderen Orten auch über Reproduktion gesprochen wird. Nicht nur berichten auch andere als die von mir ausgewählten Medien über Biomedizin, selbstverständlich findet etwa auch ein reger Austausch im Internet[120] statt. Auch im Bundestag, vor Gericht etc. stellen die Folgen der Reproduktionsmedizin einen fortwährenden Aushandlungsgegenstand dar. Es handelt sich also bei meinem Korpus weder um alle effizienten Aussagen, die zu einer bestimmten Zeit geäußert wurden, noch liegt eine Totalität faktisch vorhandener, aber auch durch Archivzugang praktisch erreichbarer Aussagen vor. Dennoch handelt es sich um einen repräsentativen Ort der Aushandlung gesellschaftlich drängender Probleme.

(6) ÜBERSICHT

Meine Untersuchung gliedert sich in zwei Teile, wobei ich in einem ersten Teil (Kapitel 2 bis 7) theoretische und methodische Fragen und an sie gebundene (Hypo-)Thesen erörtere. Hier werden für den Diskurs relevante Vorgeschichten entfaltet und die Bedingungen beschrieben, unter denen das printmediale Material in die Sphäre der Öffentlichkeit eintritt. Aufbauend auf der Auseinandersetzung über das Verhältnis von Sexualität und Fortpflanzung in Zeiten ihrer tech-

118 Jäger, Margret; Jäger, Siegfried: Von der Diskurs- zur Dispositivanalyse. Überlegungen zur Weiterführung eines Stadtteilprojekts, 2000.

119 Bührmann, Andrea D.; Schneider, Werner: Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse, 2008.

120 Zur oftmals in Bezug auf dieses Medium geäußerten Hoffnung auf Revitalisierung deliberativer Elemente in der bürgerlichen Öffentlichkeit als eine Form der Partizipation durch eine Dialogform mit der Öffentlichkeit siehe: Waldschmidt, Anne; Klein, Anne; Korte, Miguel Tamayo (Hg.): Das Wissen der Leute, 2009.

nischen Separierbarkeit (Kapitel 2) frage ich nach der Bedeutung von medialer Öffentlichkeit für die Durchsetzung der Technologien (Kapitel 3). Mit den gewonnenen Ergebnissen eröffnet sich die Dringlichkeit, den als Forderung ständig wiederholten Anspruch nach einer universalistischen Deutung in Bezug auf das Leben und die Lebewesen zu hinterfragen (Kapitel 4). Dies ist besonders angesichts von europäischen Einigungsbestrebungen erkennbar, vor deren Hintergrund nationalstaatliche Argumente in Begründungszusammenhänge einfließen (Kapitel 5). Diesen ersten Part schließe ich nach einer Einordnung meines Materials (Kapitel 6) mit der Entwicklung von drei unterschiedlichen Szenarien ab, deren gemeinsamer Bezugspunkt das Dispositiv Recht ist (Kapitel 7).

Im zweiten Teil entwickelt das erste Szenario (Kapitel 8) einen vom positiven Recht am Beispiel des Embryonenschutzgesetzes und des Paragrafen 218 StGB ausgehenden erweiterten Rechtsbegriff und zeigt, welche Funktion der Verweis auf das Gesetz innerhalb der öffentlichen Aushandlung übernimmt und was der Bezug auf die Inkompatibilität der beiden Gesetze darüber hinaus auszulösen vermag. Bezogen auf meinen Untersuchungszeitraum lässt sich dabei zweifelsfrei eine Normenverschiebung von einer ›Heiligkeit des Lebens‹ hin zu einer ›Ethik des Heilens‹ nachvollziehen. Das zweite Szenario (Kapitel 10) nimmt die »stillen« Diskursteilnehmer in den Blick, denn hier befasse ich mich mit dem Recht auf Schutz des Ungeborenen und den hier zugrunde gelegten argumentativen Möglichkeiten. Diese lassen sich zuspitzen auf das Argument der Menschenwürde und jenes, das unter dem Schlagwort der Eugenik auf eine historisch begründete Verantwortung verweist. Das dritte Szenario (Kapitel 12) schließlich fragt in der Spannweite von staatlichem Paternalismus und Fortpflanzungsautonomie nach dem Recht auf ein (eigenes, biologisches, gesundes) Kind. Neben einem juristisch begründbaren Anspruch geht es mir hier aber auch und besonders um die sich durch die diskursive Praxis artikulierende immanente Annahme eines solchen Rechts.

Indem ich die durch die Szenarien gewonnenen Ergebnisse jeweils mit Ergebnissen kontrastiere, die ich aus französischen Zeitschriften gewinne, nehme ich den Faden bezüglich der Homogenisierung innerhalb Europas in Bezug auf heterogene Deutungspraxen auf (Kapitel 9, 11 und 13), um schließlich die so gewonnenen Ergebnisse auf die Bedingung hin zu hinterfragen, ob und wie eine europäische Perspektive zu gewinnen ist.